HARTMUT **ROSA** / NIKO **PAECH** / FRIEDERIKE **HABERMANN** /
FRIGGA **HAUG** / FELIX **WITTMANN** / LENA **KIRSCHENMANN**

Zeit WOHL STAND

WIE WIR ANDERS ARBEITEN, NACHHALTIG WIRTSCHAFTEN UND BESSER LEBEN

KONZEPTWERK NEUE ÖKONOMIE (HRSG.)

oekom

oekom

Impressum

Herausgeber: Konzeptwerk Neue Ökonomie e.V., Gießerstr. 75,
04229 Leipzig, info@knoe.org, www.konzeptwerk-neue-oekonomie.org

Verlag: oekom verlag, Gesellschaft für ökologische Kommunikation mbH,
Waltherstraße 29, 80337 München

Text: Friederike Habermann, Frigga Haug, Niko Paech, Hartmut Rosa,
Lena Kirschenmann, Felix Wittmann
Redaktion: Lena Kirschenmann und Felix Wittmann
Gestaltung: Anett Krase, hello@anettkrase.com, www.anettkrase.com
Umschlaggestaltung: Elisabeth Fürnstein, oekom verlag
Druck: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

ClimatePartner°
klimaneutral
Verlag | ID: 128-50040-1010-1082

Dieses Buch wurde klimaneutral hergestellt. CO_2-Emissionen vermeiden, reduzieren, kompensieren – nach diesem Grundsatz handelt der oekom verlag. Unvermeidbare Emissionen kompensiert der Verlag durch Investitionen in ein Gold-Standard-Projekt. Mehr Informationen finden Sie unter www.oekom.de.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-86581-476-0
1. Auflage, 2014

Dieses Buch wurde auf 100%igem Recyclingpapier gedruckt.

Zeitwohlstand -

Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben

inhalt

Empfehlung 06

Vorwort 08

Friederike Habermann
»Die Freiheit, so zu leben, wie wir es wollen« 14

Frigga Haug
»Zeit, Wohlstand und Arbeit neu definieren« 26

Erdgeschichte und Menschheit in einem Jahr
Wissen
58

Sonnenuhr, Hiltrud und Ninja
Spielanleitung
56

Die Zeitmaschine
Bauanleitung
52

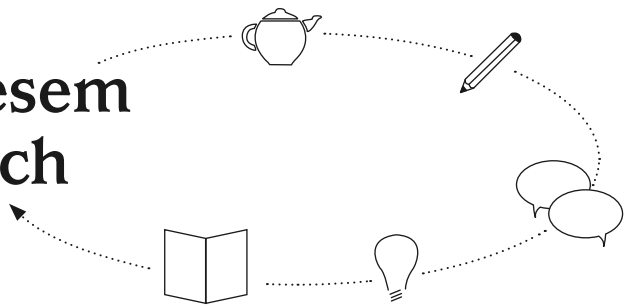
40 Niko Paech
»Suffizienz und Subsistenz: Therapie-vorschläge zur Überwindung der Wachstumsdiktatur«

62 Hartmut Rosa
»Resonanz statt Entfremdung, Zehn Thesen wider die Steigerungslogik der Moderne«

74 Felix Wittmann
»Zeit für die Wohlstands-debatte!«

88 Lena Kirschenmann
»Argumente für einen neuen Umgang mit Zeit und Wohlstand«

Anregungen zum Umgang mit diesem Buch



Sehr verehrte_r Leser_in,

es ist uns eine Freude, Sie auf unseren Seiten willkommen heißen zu dürfen. Die folgenden Seiten eignen sich für allerlei Zeitsituationen und Lesarten. Hier ein paar Vorschläge:

Sie möchten kurz schauen, worum es geht und vielleicht schon eine Idee davon bekommen ob Sie ein/zwei Texte gerne mal intensiver lesen wollen? Dann überfliegen Sie doch die Einleitung und blättern sie durch den Rest des Buches. Eventuell bleiben sie an einer interessanten Stelle hängen und können das nächste Mal dort weiter lesen.

(Lektürezeit ca. 3 Minuten)

Mal wieder die Bahn verspätet, Wartezeit beim Zahnarzt, unterwegs zur Toilette und auf der (etwas dringlicheren) Suche nach kurzweiliger aber spannender Lektüre? Da wären vielleicht eine kleine Spielanleitung oder ein paar schöne Fotos was für Sie.

(Lektürezeit ca. 5 - 10 Minuten)

Sie bringen ein wenig mehr Zeit mit? Sie wissen, worum es sich hier drehen müsste und fragen sich welche vielfältigen Facetten von Zeitwohlstand hier wohl angesprochen werden? Dann empfehlen sich die Einleitung sowie die Zusammenfassungen der einzelnen Artikel.

(Lektürezeit ca. 30 Minuten)

Sie kommen mit viel Wissensdurst, wollen dem Thema *Zeitwohlstand* mal so richtig auf den Grund gehen? Dann sind Sie dazu eingeladen, die Texte zu studieren, gründlich zu lesen, sorgfältig zu unterstreichen, Notizen zu machen und vielleicht sogar ein/zwei Quellenangaben nachzuschauen.

(Lektürezeit für das Gesamtpaket ca. 4-6 Stunden)

Vielleicht kochen Sie sich einen Tee, schlagen das Buch auf, blättern zunächst einmal durch. Dann beginnen Sie bei Kapitel 1. Sie lesen bis zur ersten Spielanleitung. Dann überlegen Sie, wie das Spiel das nächste Familienfest auflockern könnte und beginnen mit den Planungen.

(Zeit, in der Sie das Buch in der Hand halten: 35 Minuten)

Genießer_innen werden sich gemütlich hinflätzen und rein lesen, über eine Zeichnung sinnieren... abgelenkt werden. Sich in einem Gespräch verlieren. Nochmal rein lesen, vielleicht über eine Zeile lachen. Einen anregenden Gedanken aufgreifen. Diesen möglicherweise mit einer Freundin diskutieren.

(Empfehlung des Hauses: Lesezeit: keine Angabe)

Sie werden merken, wie Sie dieses Buch am besten in die Hand nehmen.

Zeichenerklärung und Angaben zur Lesedauer:

Blitz → Schnell mal durchblättern

Kaffeetasse → Entspannteres Lesen

Stift → Intensives Studieren

*

Zeitwohlstand – wie wollen wir leben?

Lesedauer: → 5 Minuten, und → 10 Minuten

Bei *»Zeitwohlstand«* denkt man vielleicht zunächst einmal an Urlaub. Aber Urlaub wovon? Vom Alltag? Von der Arbeit? Vom Stress? Bestimmt. Aber Zeitwohlstand als Urlaub im Dauerzustand? für viele eine eher schauderhafte Vorstellung. Neben unserem Bedürfnis nach Entspannung wollen wir doch auch etwas schaffen, *»produktiv sein«.* Hier wird die Frage nach Zeitwohlstand schnell kompliziert aber auch interessant. Genau deswegen startete das Konzeptwerk Neue Ökonomie im Juli 2012 eine Veranstaltungsreihe zu diesem Thema unter dem Motto *Arbeit und Wohlstand neu definieren – Politische Diskussion und Vergnügen kommen zusammen.*[I] Wir haben Vorträge gehört, hinterfragt und diskutiert. Dazu haben wir vegane Torten gebacken und gleich gegessen, Konzerte gehört und ein fiktives Arbeitsamt besucht. Alle Redner_innen[II] der Vortragsreihe haben für dieses Buch einen Text geschrieben. Hinzu kommen Beiträge der Veranstalter_innen, Spiele und Bauanleitungen und da haben wir es, ein Buch über Zeitwohlstand.

Warum sollte ich dieses Buch lesen?

Zeit steckt in allem und scheint immer relevant. Der Ausdruck *»Zeit ist Geld«* spiegelt dies auf simple und doch vielsagende Art wider. Zeit erscheint als eine grundlegende gesellschaftliche Dimension, um Lebenssituationen von Menschen zu erfassen.[III]
Die Vereinten Nationen schreiben:

»Statistiken über Zeitverwendung bieten ein einzigartiges Werkzeug um ein weites Spektrum von Politikanliegen zu erforschen einschließlich sozialem Wandel, Arbeitsteilung, Zeitallokation der Hausarbeit, Schätzung des Wertes der Haushaltsproduktion, Transport, Freizeit und Erholung, Rentenpläne, Gesundheitsprogramme u.a.«.[IV]

Wenn wir uns diese Daten zur Zeitverwendung anschauen, müssten wir also erkennen, wie es um unsere Gesellschaft bestellt ist. Beispielhaft ist hier eine Studie der Unternehmensberatung Regus, welche im

Juli 2012 vorgestellt wurde. Darin wird speziell das Arbeitsverhalten von Arbeitnehmer_innen im Urlaub thematisiert. Aus ihr geht hervor, dass 49% der befragten Arbeitnehmer_innen im Urlaub bis zu drei Stunden am Tag arbeiten.[V]

Was fangen wir an mit so einer Zahl? Drei Stunden arbeiten, wenn man eigentlich frei hat – ist das viel? Fluche ich dann über meinen Job oder bin ich froh, dass ich überhaupt einen habe? Oder ist es ein Zeichen dafür, dass er mich so erfüllt, dass Kategorien wie *»Arbeit«* und *»Freizeit«* auf mich nicht mehr zutreffen? Diese Fragen stehen beispielhaft für unser Interesse am Thema Zeitwohlstand. Denn wenn wir fragen, was Zeitwohlstand eigentlich ist, meinen wir: Wie wollen wir Wohlstand verstehen in unserer Gesellschaft, in der die Menschen Zugang zu einer nie dagewesenen Fülle an Gütern genießen, aber immer weniger selbst bestimmbare Zeit zu haben scheinen?

Hartmut Rosa, einer der Vortragenden unserer Reihe, sprach in seinem Vortrag von einer *»Zeithungersnot«*, welche die reichen Gesellschaften wie eine Epidemie befallen habe. Die meisten von uns kennen das: das Gefühl, keine Zeit zu haben, gestresst zu sein, noch so viele Dinge tun zu müssen. Menschen mit unterschiedlichen Einkommen, aus verschiedenen Generationen und sozialen Hintergründen teilen diese Erfahrung. Trotzdem bleibt die Zeitnot irgendwie vage und ungreifbar. Der empfundene Zeitdruck wirkt meist als ein subtiler aber doch machtvoller Sachzwang, dem wir uns in unserem Alltag, wie in unserem Urlaub, zu beugen scheinen.

Zeitwohlstand bedeutet…

Das Gegenkonstrukt *Zeitwohlstand* ist als Begriff zunächst nicht klar. Aber wer den Begriff liest, hat vielleicht eine spontane Idee. So ging es auch den beitragenden Autor_innen. Sie haben in der Diskussion um den Begriff eigene Schwerpunkte gesetzt. Für Friederike Habermann bedeutet Zeitwohlstand die Freiheit so zu leben, wie wir es wollen. Demnach beschreibt Zeitwohlstand einen Zustand in dem Menschen selbstbestimmt über ihre Zeit und Lebensgestaltung entscheiden können. Niko Paech schreibt über Zeitwohlstand als Befreiung vom Wohlstandsballast. Ihm zufolge trägt ein veränderter, nachhaltiger Lebensstil nicht nur dazu bei, die ökologischen Probleme unserer Zeit zu lösen, sondern führt gleichzeitig zu erfahrbarem Zeitwohlstand. Der Soziologe Hartmut Rosa wiederum beschreibt Zeitwohlstand als einen Zustand, der dann eintritt, wenn Menschen mehr Zeit haben, als für die Erledigung ihrer Pflichten erforderlich ist. Je mehr Zeit uns also nach dem Abarbeiten unserer to-do-Listen bleibt, desto mehr Zeitwohlstand genießen wir. Für Frigga Haug stellt sich die Frage nach

Zeitwohlstand in einem Feld der Fremd- und Selbstbestimmung: Wer verfügt eigentlich über unsere Zeit und welche gesellschaftlichen Rahmenbedingungen brauchen wir für einen kollektiven Zeitwohlstand? Felix Wittmann begreift die Frage nach Zeitwohlstand als Ausgangspunkt einer notwendigen Gesellschaftsdebatte über unser Wohlstandsverständnis. Er fragt, wie politische Reformen den dafür notwendigen Raum schaffen können. Für Lena Kirschenmann schließlich bedeutet ein Leben im Zeitwohlstand, genug Zeit zu haben, um zu tun, worauf wir Lust haben. Dabei tragen wir ihr zufolge aber soziale und ökologische Verantwortung. Denn ein gutes Leben mit Zeitwohlstand sollte für alle zugänglich sein und die ökologischen Grenzen unseres Planeten respektieren.

Zeit für Veränderung

Allen Beiträgen gemein ist, dass die Auseinandersetzung mit dem Begriff *»Zeitwohlstand«* Aufmerksamkeit für Problemfelder schafft, die nicht auf den ersten Blick mit der Dimension Zeit in Verbindung zu stehen scheinen. Und alle teilen die Perspektive auf einen Zustand in der Zukunft, für den aber die Grundsteine in der Gegenwart gelegt werden können.

Wenn es um die Frage geht, wie wir unsere Zeit verbringen wollen, drängen uns die aktuellen ökologischen und sozialen Probleme eine (Zeit-) Wohlstandsdebatte geradezu auf. Der Verlust biologischer Vielfalt und der Klimawandel sind akute Probleme, die ein Umsteuern dringlich machen.[vi] Aber auch die wachsende Schere zwischen Arm und Reich in Europa sowie die permanente Armutskrise in verschiedenen Regionen unserer Welt zeigen deutlich, dass die bisherige Formel des *»Wohlstand durch Wirtschaftswachstum«* nicht aufgeht.[vii]

Es braucht einen tief gehenden Wandel in unserer Vorstellung von Wohlstand. Obwohl in Feuilletons, auf Kongressen und sogar in einer vom Bundestag einberufenen Enquete-Kommission[viii] über gesellschaftlichen Wohlstand diskutiert wird, ist diese Debatte in der Mitte der Gesellschaft noch nicht angekommen. Der vorliegende Band will daher unter dem Titel Zeitwohlstand einen vielschichtigen Beitrag dazu leisten, eine Frage wieder in den Vordergrund unserer Überlegungen zu rücken: Wie erreichen wir ein gutes, gleichberechtigtes Leben für alle?

Wir wünschen viel Vergnügen bei der Lektüre!

Lena Kirschenmann und Felix Wittmann

*

---

i *Die Veranstaltungen fanden in Leizig statt. Videomitschnitte der Vorträge können Sie sich unter www.zeitwohlstand.info ansehen.*

ii *Wir legen Wert auf eine gendersensible Schreibweise. Alle Texte, die vom Konzeptwerk Neue Ökonomie verfasst wurden, verwenden den Unterstrich (Gender_Gap), um so sichtbar zu machen, wie über Sprache Vorstellungen von Geschlechtlichkeit geprägt werden. Wir wollen nicht nur die übliche männliche Schreibweise verwenden, sondern explizit auch Frauen und Menschen ansprechen, die sich keiner dieser sozial konstruierten Kategorien zuschreiben. Die anderen Autor_innen, die zu diesem Buch beigetragen haben, verwenden unterschiedliche Genderschreibweisen. Dies wurde so belassen.*

iii *Vgl. Joachim Merz (2009), »Time Use and Time Budgets – Improvements, Future Challenges and Recommendations«, FFB Discussionpaper No. 78. Einsehbar unter http://www.leuphana.de/fileadmin/user_upload/Forschungseinrichtungen/ffb/files/publikationen/diskussion/DP_78_time_budgets.pdf.*

iv *Zitiert aus Joachim Merz (2009), 1.*

v *Beinahe jede_r Zehnte arbeitet sogar mehr als 3 Stunden am Tag im Urlaub. Vgl. http://www.ftd.de/karriere/karriere/:arbeitszeit-jeder-zweite-deutsche-arbeitet-im-urlaub/70060310.html*

vi *So schreibt z.B. der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung (WBGU) in seinem Bericht »Welt im Wandel – Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation«: »Ein ungebremster Klimawandel kann existenzielle Lebensgrundlagen gefährden, zur Aushöhlung menschlicher Sicherheit führen und in diesem Sinne zur Verletzung von Menschenrechten beitragen.« (WBGU, 2011; Zusammenfassung für Entscheidungsträger, 6).*

vii *Siehe vor allem den Beitrag von Lena Kirschenmann für eine eingehende Betrachtung dieser Problemfelder.*

viii *Enquete-Kommissionen sind vom Bundestag (oder auch vom Landtag) eingesetzte Arbeitsgruppen, die sich mit langfristig relevanten, oft ethischen Themen beschäftigen. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie sowohl mit Bundesabgeordneten (gemäß der Stimmenverteilung im Bundestag) als auch mit Sachverständigen besetzt sind. Ihr Abschlussbericht wird samt Empfehlungen dem jeweiligen Parlament überreicht.*

Friederike Habermann

Die Freiheit, so zu leben, wie wir es wollen

Die Freiheit, so zu leben, wie wir es wollen

Lektürezeit: → 10 Minuten, → 30-35 Minuten, → 45-50 Minuten

Zusammenfassung:

Ein erfüllendes Tätigsein ist möglich!
Ausgehend von dieser Überzeugung analysiert Friederike Habermann im folgenden Artikel unsere heutige Lebens- und Produktionsweise. Dabei sucht sie vor allem nach unserer Motivation für die Dinge, die wir täglich verrichten. Selbstverwirklichung spielt ihr zufolge hier eine untergeordnete Rolle, neben den sich aufdrängenden ökonomischen Zwängen.

Muss das so sein? Nein! sagt Friederike Habermann und schlägt die Ecommony als Gegenentwurf vor – eine Wirtschaftsweise, in der Menschen sich daran orientieren, was sie tatsächlich für ein gutes Leben brauchen. Es geht um Besitz statt Eigentum. Darum zu teilen, was du kannst. Wenn Menschen beitragen statt zu tauschen, dann – so ihr Gedanke – handeln sie zunehmend aus einer inneren Motivation heraus. Die Freiheit, so zu leben, wie wir es wollen, rückt so ein Stück näher..

»Wenn Sie jetzt einen Lottogewinn von einer Million hätten, was würden Sie denn dann machen? Sie würden ja sicher nicht nur rumsitzen und Däumchen drehen?«

Dies fragt ein von mir interviewter Coach, der sich auf Berufsfindung spezialisiert hat, seine Klient_innen. Manchmal kämen erst mal Traumideen wie Weltreise oder mit einem Sportwagen ans Mittelmeer fahren, als Ausdruck des Wunsches nach Freiheit; dann müsse er wie bei einem Kind immer weiter nachhaken:

»Und was machst du am Mittelmeer?« »In der Sonne liegen.« »Und dann?« usw. Und irgendwann wird es mal langweilig. Und irgendwann kommt die Tätigkeit. *»Ich fange an, ein Bild zu malen« oder »Ich fange an, zu fotografieren«* – dann wird es interessant.

Es geht immer stärker in Tätigkeiten hinein, wenn jemand das Gefühl hat, er kann wirklich frei sein. Denn dieses Endlos-alles-machen-können-was-man-will würde zu einer Dauerlangeweile führen, würde völlig uninteressant irgendwann. Zeitwohlstand wird verstanden als die Freiheit von Arbeit. Dagegen sagte bereits Konfuzius:

»Wähle einen Beruf, den du liebst. Und du brauchst keinen Tag mehr in deinem Leben zu arbeiten.«

Doch angenommen, Sie gehen in Ihrer Freizeit täglich spazieren oder schwimmen oder Sie klettern leidenschaftlich gern auf den Mount Everest: egal wie spannend oder entspannend Ihre Lieblingstätigkeit an sich auch sein mag – in dem Moment, wo Sie es *ständig* tun *müssten*, um damit Ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und *sanktioniert* würden, wenn Sie sich nicht pünktlich im Wald, im Wasser oder auf der Bergspitze einfänden, verginge Ihnen vermutlich schnell die Lust daran. Entsprechend wird Freizeit definiert als *»jener Teil der Lebenszeit, der sich durch einen hohen bis sehr hohen Grad an individueller Entscheidungs- und Handlungsfreiheit auszeichnet«*.[i] Bedeutet das, wir werden immer in der Arbeit geknechtet und nur in der Freizeit befreit sein? Und: Sind wir in unserer Freizeit überhaupt frei? Um diesen Fragen nachzugehen, folgt zunächst ein Blick auf die freie Zeit und auf die Sinnhaftigkeit unserer Arbeit im Hier und Jetzt, dann auf unser Bedürfnis, uns in der Welt zu verwirklichen, und schließlich auf keimende Ansätze anderen Tätigseins, welche eine Versöhnung des Gegensatzes von Arbeit und Freizeit, von Zwang und Zeitwohlstand zu einer Grundlage für ein anderes Wirtschaften machen könnten.

Über die Autorin

Friederike Habermann lebt als Autorin und freie Wissenschaftlerin in Berlin. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich mit Herrschaftsverhältnissen, globalen sozialen Bewegungen sowie alternativen Wirtschaftsformen. In ihren Büchern »Der homo oeconomicus und das Andere. Hegemonie, Emanzipation und Identität« (2008) sowie »Halbinseln gegen den Strom« (2009) beschäftigt sie sich intensiv mit der Möglichkeit alternativer Wirtschaftsformen, welche sie nicht zuletzt auch als Teil ihrer eigenen Lebenswirklichkeit begreift.

Vom Schwinden der Freizeit und dem Anstieg des burn out

Gibt es eigentlich noch so richtig Freizeit im Status Quo? Karin Jurczyk und Günter Voß haben da ihre Zweifel. Sie sprachen schon 1995 von einer ›Verarbeitlichung von Alltag‹, worunter sie eine ›Rückverlagerung von Erwerbsarbeit in die Privatsphäre‹ verstanden.[ii] Dies hat seither sicher noch deutlich zugenommen: denn Online-Banking oder das Selbstausdrucken von Bahnfahrkarten waren damals noch nicht einmal technisch möglich.
Und noch auf eine andere Art und Weise frisst in der jetzigen Gesellschaft die Erwerbs-Arbeit die Nicht-Arbeit: Eine im Sommer 2012 veröffentlichte Studie des transnationalen Unternehmens für Bürodienstleistungen Regus ergab für Deutschland (ähnlich aber auch in anderen Ländern), dass mit 49 Prozent praktisch die Hälfte

M O R A L

A L L T A G

L E I S T U N G

S O Z I A L

W O H L S T A N D

V I E L F A L T

P R I V A T

B U R N O U T

W E T T B E W E R B

M A N G E L

F R E I Z E I T

aller Beschäftigen in ihren Ferien bis zu drei Stunden arbeiten – und ein Zehntel sogar mehr.[iii] Darüber hinaus ergaben andere Umfragen, dass von einem bis sogar fast zwei Dritteln der Arbeitnehmer_innen der Chef erwartet, dass sie auch in ihrer Freizeit erreichbar sind.[iv] Gleichzeitig wird die verinnerlichte Arbeitsmoral in der Freizeit fortgesetzt, wird der Leistungsanspruch an sich selbst auf Sport und andere Aktivitäten übertragen. Doch auch Freizeit, verstanden als Kompensation, als Ausgleich für erlittenen Mangel, bindet diese noch an das Regelsystem von Arbeit, wie Oskar Negt in seinem Werk ›Lebendige Arbeit, enteignete Zeit‹ schon 1987 feststellte. Und wie viel mehr als damals ist nicht zuletzt durch die beschriebene Entgrenzung der Arbeit heute das Stichwort ›Burnout‹ allgegenwärtig – der Anteil an Einwohner_innen der Europäischen Union, die im Laufe eines Jahres an mindestens einer psychischen Störung erkranken, liegt bei 38 Prozent: Das ist mehr als jede und jeder Dritte.[v]

Gründe hierfür sind nicht zuletzt in der Erwerbsarbeit zu suchen; und hier sowohl in Überarbeitung als auch in Unterforderung. Denn während die einen unter fehlender Erwerbsarbeit leiden, haben andere zu viel davon. In beiden Fällen vermissen Menschen Zeit, Muße, Sinnhaftigkeit ihres Tuns und soziale Einbettung. Um materiellen Wohlstand und auch gesellschaftliche Anerkennung zu erlangen, verengt sich die Vielfalt unserer Begabungen auf bloße Wettbewerbsfähigkeit und auf das Verwertbare.

Aber wofür strengen wir uns eigentlich so an?

Der Film *Kaufen für die Müllhalde* beginnt mit einer alltäglichen Szene: Ein junger Mann namens Marcos, wohnhaft in Barcelona, fährt in sein Büro, um etwas auszudrucken. Doch das Gerät funktioniert nicht. Der Hersteller verweist Marcos an den Kundendienst.

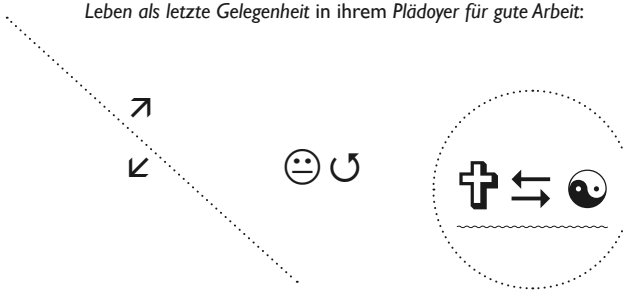
»Eine Volldiagnose kostet 15 Euro plus Mehrwertsteuer«, hört er von den Verkäufern in verschiedenen Geschäften, und *»Es wird sicher schwer, die Ersatzteile zu bekommen«, »Eine Reparatur lohnt sich da nicht«, »Die würde rund 120 Euro kosten«*, *»Drucker gibt es schon ab 39 Euro«* sowie letztlich überall: *»Kaufen Sie sich einen neuen«. »Wenn Marcos den Rat befolgt«*, so die Stimme aus dem Off, *»wird auch er ein Opfer der ›geplanten Obsoleszens‹. Sie ist der geheime Motor unserer Konsumgesellschaft.«*

Doch Marcos sucht stattdessen selbst nach einer Lösung und findet im Internet jemanden, der weiß, was mit seinem Drucker los ist: Diesem wurde einprogrammiert, nach einer gewissen Anzahl automatischer Druckkopfreinigungen aufzuhören zu funktionieren – ein Paradebeispiel geplanter Obsoleszenz. Und er findet eine freie Software,

mit welcher der Zähler auf Null zurückgesetzt werden kann. Marcos tut dies, und sein Drucker ist sofort entsperrt.
Dass in die Szene immer wieder groß eine Glühbirne eingeblendet wird, ist kein Zufall: Bis diese absichtlich so konstruiert wurden, dass sie recht schnell durchbrennen, hielten sie deutlich länger – ein seit über 110 Jahren in der Feuerwache des kalifornischen Livermore brennendes Exemplar zeugt davon. Inzwischen zur Attraktion geworden, schickt eine Webcam rund um die Uhr Bilder von ihr ins Internet. Allerdings nicht immer dieselbe: Die Glühbirne hat bereits zwei Webcams überlebt.

»Ohne geplante Obsoleszenz gäbe es das alles nicht! Es gäbe keine Produkte, keine Industrie, keine Designer, Architekten, keine Verkäufer, Reinigungskräfte, Sicherheitskräfte – all die Jobs wären weg.«

Wofür produzieren wir nun also? Für die Müllhalde, sagt Marianne Gronemeyer, Autorin von Büchern mit so schönen Titeln wie *Das Leben als letzte Gelegenheit* in ihrem *Plädoyer für gute Arbeit*:



»Man kann von allen Industrieprodukten – inklusive der Dienstleistungen –, die fabriziert werden unter der Vorgabe, dass Wachstum sein müsse, sagen, dass ihr eigentlicher Daseinszweck darin besteht, Müll zu sein. Sie werden hergestellt, so fordert es die Wachstumslogik, nicht um ihrer Brauchbarkeit und Tauglichkeit willen, sondern um ihrer möglichst schnellen Unbrauchbarkeit und Untauglichkeit willen. Die Tatsache, dass immer weniger Industrieprodukte überhaupt noch reparabel sind, liefert für diesen geheimen Daseinszweck einen offenkundigen Beweis. …

Wir leben also in einer Gesellschaft, die sich der Produktion von Müll verschrieben hat, die ihre bis zum Rasen gesteigerte Dynamik dem Müll verdankt, die ihre besten Kräfte und alle organisierte Arbeit dem Müll widmet und für die die Vermüllung konstitutiv ist. In unseren allergeordnetsten Verhältnissen sind wir Müllbewohner …

Wie lebt es sich in einer müllerzeugenden Gesellschaft? Was wird aus Menschen, deren Arbeit nicht nur zu nichts nütze ist, sondern schweren Schaden anrichtet?«[vi]

Die Zeit und der Müll

Müll gibt es, seitdem es den Menschen gibt. Doch je moderner der Mensch wird, desto problematischer wird auch sein Müll für die Umwelt. Im Jahre 2010 wurden in Deutschland 332,6 Millionen Tonnen Abfall erfasst.[1] Das entspricht ca. 4 Tonnen Müll pro Kopf. Darunter befinden sich viele problematische Stoffe. Neben dem viel diskutierten radioaktiven Abfall bereiten Naturschützern heutzutage vor allem synthetische Stoffe wie zum Beispiel Plastik große Sorgen. Diese verrotten entweder gar nicht oder viel langsamer als organisches Material. So braucht Plastik im Schnitt ca. 500 Jahre, um abgebaut zu werden. Gerade weil Plastik in allen Teilen der Welt so beliebt ist, wird der Plastikmüll zunehmend zu einem globalen Problem. Dies zeigt sich vor allem in den Weltmeeren. So hat sich im Nordpazifik beispielsweise eine riesige Müllfläche angesammelt, doppelt so groß wie die BRD.[2] Bestehend vor allem aus Plastik gefährdet der Müll in den Meeren die Tier- und Pflanzenwelt. Durch den Müll freigesetzte Schadstoffe gefährden das empfindliche Plankton – in manchen Gegenden gibt es inzwischen sechs mal mehr Plastik als Plankton. Schätzungen zufolge sterben jährlich ca. eine Million Seevögel, tausende Robben, Seelöwen und Schildkröten sowie zahlreiche Fische durch den Plastikmüll.[3] Insgesamt fallen weltweit mehr als 260 Tierarten dem Müll im Meer zum Opfer.[4] Rund 80 Prozent des Plastiks gelangt über die Flüsse vom Festland ins Meer. Für den Rest sind zu einem großen Teil Schiffsabfälle oder Unfälle von Containerschiffen verantwortlich. Um den Plastikmüll zu reduzieren, kann das Verhalten der Verbraucher(innen) durch unterschiedlichste Politikmaßnahmen beeinflusst werden. In Irland wurde zum Beispiel eine Steuer auf Plastiktüten eingeführt. Seitdem ist der Verbrauch um 90 Prozent gesunken und liegt heute nur noch bei 18 Tüten pro Kopf und Jahr.[5]

→→→ Wie lange braucht Müll, um in der Natur abgebaut zu werden?[6]←←←

PET/Plastikflaschen:	***Zigarette:***	***Plastiktüte:***
400 bis 500 Jahre	*1 bis 5 Jahre*	*Einige Jahrhunderte*
Papiertaschentuch:	***Streichholz:***	***Wolle:***
1 bis 3 Monate	*3 bis 12 Monate*	*1 bis 3 Jahre*
Zeitung:	***Fruchtschalen:***	***Alu:***
3 bis 6 Monate	*3 Mo. bis 2 Jahre*	*100 bis 500 Jahre*
Konservendose:	***Glas:***	***Kaugummi:***
10 bis 100 Jahre	*4.000 Jahre*	*bis 5 Jahre*

---

[1] *Bundesministerium für Umwelt (2011), »Abfallaufkommen Deutschland«, einsehbar unter www.bmu.de/fileadmin/bmu-import/files/pdfs/allgemein/application/pdf/abfallaufkommen.pdf.*

[2] *United Nations Environmental Programme (2005),»Marine Litter. An analytical overview.« Einsehbar unter http://www.unep.org/regionalseas/marinelitter/publications/docs/anl_oview.pdf; Greenpeace International (2007), »Plastic Debris in the world's oceans.« Einsehbar unter http://www.greenpeace.org/international/en/publications/reports/plastic_ocean_report/.*

[3] *Westdeutscher Rundfunk (2013), »Plastikmüll im Meer«, einsehbar unter http://neuneinhalb.wdr.de/lexikon/P/plastikmuell.php5.*

[4] *Ocean Care (2012), »Plastikmüll im Meer«, einsehbar unter http://www.oceancare.org/de/thementiere/plastik/plastikmuell.php.*

[5] *Deutsche Welle (2013), »Plastik im Meer«, einsehbar unter http://www.dw.de/plastik-im-meer/a-16763475.*

[6] *Sentierdutri, »Recyclingpfad«, einsehbar unter http://www.sentierdutri.ch/pdf/Sentier_du_tri_Schilder_de.pdf.*

Können wir aus der Müllgesellschaft entfliehen, indem wir weniger erwerbsarbeiten und (Frei-)Zeit materiellen Wohlstand ersetzt? Der Autor Darwin Dante tritt seit 20 Jahren für die Erkenntnis ein, eine Fünf-Stunden-Woche sei völlig ausreichend. Doch lässt sich der Überfluss einfach vom ›Ausreichenden‹ subtrahieren? Der italienische Wirtschaftsprofessor Stefano Bartolini würde dem widersprechen. Er bezeichnet als *Negative Endogenous Growth* Wachstum, welches nur dadurch entsteht, dass Menschen versuchen, unerwünschte Begleiterscheinungen des Wachstums auszugleichen. So entstehen Teufelskreise, in denen die Menschen verfangen seien: und sei es, sich für das Erreichen materieller Ziele in Erwerbsarbeit zu stürzen, hierdurch aber die zwischenmenschlichen Beziehungen verarmen zu lassen, sich so noch mehr in Erwerbsarbeit zu vergraben und so weiter – Fallen, die sowohl individuell als auch gesellschaftlich seien. Bartolini weist zudem darauf hin, dass von Menschen als eigene Handlungsmöglichkeiten nur noch Erfolg im Wettbewerb gesehen wird. Während die meisten Menschen im Westen ihr Leben als von Freiheit geprägt beschreiben würden, erlebten sie es als Druck und Zwang. Auf diese Weise das moderne Versprechen von Freiheit zu brechen sei die bitterste Enttäuschung des ökonomischen Überflusses.[vii]

Tätigsein, das erfüllt…

Dabei empfinden drei von vier Menschen in Deutschland (74 Prozent) große Lebensfreude, wenn sie das Gefühl haben, frei zu sein. Die wichtigste Strategie hierfür sei, so stimmen fast zwei von drei (64 Prozent) zu, selbst über seine Zeit zu entscheiden. 69 Prozent empfinden große Lebensfreude, wenn sie genügend Zeit haben für alles, was sie tun müssen und möchten, und 68 Prozent macht lebensfroh, sich selbst verwirklichen zu können.[viii] Auch im Job erhöht Selbstbestimmung die Zufriedenheit: Von denen, die einen Job mit viel persönlichem Entscheidungsspielraum haben, empfindet jede_r Zweite große Lebensfreude bei der Arbeit. Bei den übrigen sagt das nicht einmal jede_r Fünfte (19 Prozent). Doch wie anfangs schon angerissen, ist die Lebensfreude, daran zu tun, was jemand tun möchte, nicht so einfach in Form von Erwerbsarbeit zu verwirklichen. Denn Motivation, so die erstaunliche Nachricht aus der Mitarbeiterliteratur, lässt sich nicht zum Geld addieren. Was hier ›Gummibärcheneffekt‹ genannt wird (nach einem Experiment mit Kindern), heißt in den Wirtschaftswissenschaften ›Crowding out of motivations‹: Lust auf Kreativität geht durch das Belohnungssystem genauso verloren wie Hilfsbereitschaft oder soziale Verantwortung. Forscher_innen erklären sich dieses Phänomen damit, dass Belohnungen einen Wechsel in der Wahrnehmung der Menschen über die eigenen Gründe, warum sie etwas tun, produzieren. Genau darauf aber beruht der Kapitalismus: Marktwirtschaft ist

der Versuch, ein ökonomisches System ohne innere Motivation zu erreichen. Das erzeugt innere Leere.
Und genau daran könnte eine Gesellschaft des Zeitwohlstandes ansetzen: beim Versuch, eine Lebens- und Produktionsweise auf innerer Motivation statt auf innerer Leere aufzubauen, in der Menschen über die Freiheit verfügen, sich jenseits des ökonomischen Zwanges und jenseits einer strikten Trennung zwischen Arbeit und Freizeit in Tätigkeiten zu verwirklichen. Beispiele gibt es schon im Hier und Jetzt.
Zum Beispiel Programme erfinden, mit denen Drucker wieder drucken: Marcos aus dem oben genannten Film ›Kaufen für die Müllhalde‹ findet Unterstützung durch die zahlreichen Produzent_innen freier Software – ein Phänomen, das mit der Wirtschaftstheorie des homo oeconomicus nicht zu erklären ist. Harvard-Professor Yochai Benkler beschreibt es mit ›commons-based peer production‹. ›Peer‹ oder ›peer-to-peer‹ steht für Beziehungen unter Gleichrangigen. ›Peerproduktion‹ beschreibt gemeinsames Tätigsein, ohne dass es eine hierarchisch gegliederte Organisierung gäbe oder Geldbeziehungen eine Rolle spielten.
Das existiert auch jenseits der viel zitierten freien Software. Vor einiger Zeit interviewte ich eine Heilpraktikerin, die mit anderen gemeinsam eine Naturheilpraxis aufbaut, welche jenseits von Bezahlen (oder Tauschen) durch eine Mischwirtschaft aus Spenden und den Leistungen offizieller (Zusatz)Krankenversicherungen funktionieren wird. Grundgedanke ist, naturheilkundliche Behandlungen unabhängig von Geld allen Menschen zugänglich zu machen. Doch meine Interviewpartnerin begründet ihre Initiative nicht mit Altruismus, sondern mit ihrer Vorstellung von tätig sein:

»In Indien habe ich gegen Kost und Logis echt geackert, hatte aber viel Spaß und habe viel bewirkt – so würde ich gerne auch hier arbeiten: effektiv, dass es den Leuten dabei gut geht, dass sie sich angenommen fühlen; und dabei ohne finanziellen Druck für mich, sondern so, wie ich es am richtigsten finde. Statt sich immer toll darstellen zu müssen, würde ich mich gerne der eigentlichen Arbeit widmen.«

So wünscht sie sich, *»dass die Zusammenarbeit mit Kolleg_innen anders aussieht – dass es auch hier darum geht, was sinnvoll ist, und nicht darum, was bezahlt wird. Es soll um das Wesentliche gehen: um Wohlbefinden, um Gesundheit, die Person soll im Vordergrund stehen. Ich wünsche mir eine konkurrenzfreie Zusammenarbeit!«*

Dass Menschen ohne Tauschlogik füreinander aktiv werden, ist ein zunehmendes Phänomen. In Deutschland heißen solche Verbindungen Tauschring ohne Aufrechnung oder, im allgemeinen, Nutzungsgemeinschaften.[ix] In Österreich entstehen derzeit an immer mehr Orten share&care-Zirkel, in welchen Menschen ihre Fähigkeiten und Tätigkeiten in einem bestimmten Zeitrahmen ohne Gegenleistung anbieten; auch die aus Estland stammende Glücksbank ist solch ein Beispiel.[x]

…jenseits der Arbeitsgesellschaft

Für die *Süddeutsche Zeitung* beschreibt Johan Schoemann in einer Kritik des 2012 in den Kinos anlaufenden Dokumentarfilms *Speed* von Florian Opitz, in welchem dieser seinen eigenen gehetzten Alltag als Ausgangspunkt für eine Suche nach der verlorenen Zeit nimmt, diesen zunächst sympathisierend, endet seine Rezension aber mit einem Unbehagen:

»Und wie sieht konkret der ökonomische Verzicht aus, den wir zugunsten von mehr Zeit üben müssten? Das wird alles nicht recht erwogen.«[xi]

Es geht aber nicht um ökonomischen Verzicht. Es geht um eine andere Ökonomie. Im Nachklang meines Buches *Halbinseln gegen den Strom* (2009) über Initiativen alternativen Wirtschaftens im deutschsprachigen Raum wurde mir klar, dass jüngere Ansätze in der ›realen‹ Welt auf denselben Prinzipien basieren wie die freie Softwareproduktion. Was Yochai Benkler als commons based peer production fasst, bezeichne ich als ›Ecommony‹.[xii] Mit diesem Wortspiel möchte ich betonen, dass die von mir untersuchten Beispiele Aspekte der gesamten Ökonomie umfassen, und dass es sich um eine solidarische und ökologische Wirtschaftsweise handelt, dessen Prinzipien gesamtgesellschaftlich gedacht werden können. Was das konkret heißt, wird sich stets neu entwickeln müssen; doch es sind Leitgedanken, die offensichtlich Potential besitzen.
Besitz statt Eigentum lautet das Erste dieser Prinzipien: Es zählt nicht abstraktes Eigentum, sondern wer was tatsächlich braucht und gebraucht.[xiii] Das Zweite, *Teile, was du kannst,* kann sich neben Dingen auch auf Fähigkeiten beziehen – was wiederum als Beitragen statt Tauschen gefasst werden kann, und letztlich alle Tätigkeiten umfasst: Statt die eigenen Fähigkeiten vermarkten zu müssen, wird aus einem Bedürfnis heraus gehandelt – einige Beispiele wurden oben genannt. All dies ist verbunden mit geregeltem offenem Zugang zu Ressourcen. Während ich diese Prinzipien andernorts ausführe,[xiv] möchte ich an dieser Stelle Raum lassen für die folgenden Beiträge dieses Bandes. Denn trotz ihrer Unterschiedlichkeit verbindet uns das Eine: Die Überzeugung, dass ein Tätigsein möglich ist, welches erfüllt.

*

---

i Hansruedi Müller (2008), Freizeit und Tourismus: Eine Einführung in Theorie und Politik, Bern: Universität Bern, 42.

ii Karin Jurczyk & G. Günter Voß (1995), »Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung«, in: Projektgruppe ›Alltägliche Lebensführung‹ (Hg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung, Opladen: Leske und Budrich, 371-407.

iii vgl. http://www.focus.de/finanzen/news/arbeit-jeder-zweite-deutsche-arbeitet-im-urlaub_aid_778509.html.

iv Eine Umfrage von YouGov vom Sommer 2011 ergab 41 Prozent, vgl. http://yougov.de/news/2011/07/18/arbeitgeber-41- prozent-der-bundesburger-werden-auc; eine ebenfalls repräsentative Studie des Instituts für Demoskopie Allensbach von 2012, veröffentlicht als JACOBS Krönung Studie »Trendcheck: Beziehungskiller Job?« (unter Beschäftigten mit fester Partnerschaft), weist fast zwei Drittel aus, vgl. http://www.jacobskroenung-studie.de/studie.

v Vgl. Jörg Blech (2013), »Die Psychofalle. Wahnsinn wird normal.« In: Der Spiegel 4/2013, 119.

vi Marianne Gronemeyer (2012), »Ein Plädoyer für gute Arbeit.« In: Symposiumsbericht SOL-Symposium 2012, 15-27; einsehbar unter http://www.nachhaltig.at/symposiumsbericht2012.pdf.

vii Stefano Bartolini (2010), Manifesto for Happiness. Shifting Society from Money to Well-Being. Übersetzung seines ital. Artikels von 2010.
Einsehbar unter www.econpol.unisi.it/bartolini/papers/MANIFESTO.pdf.

viii Happiness Institut (2012), »Happiness-Studie. Die Deutschen können Lebensfreude«, Hrsg. Coca-Cola, Berlin; erhältlich unter
http://happiness-institut.de/wp-content/uploads/2012/04/CC_HI-Studie_web.pdf.

ix Vgl. Friederike Habermann (2009), Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften im Alltag, Hrsg. Stiftung Frauenini tiative, Königstein: Ulrike Helmer-Verlag.

x Vgl. http://www.shareandcare.at (leider jedoch nur über Facebook zugänglich) sowie www.onnepank.ee.

xi Johan Schloemann (2012), »Raus aus dem Hamsterrad.« sueddeutsche.de; einsehbar unter http://www.sueddeutsche.de/kultur/speed-im-kino-raus-aus-dem-hamsterrad-1.1479975.

xii In beiden Bezeichnungen steckt das Wort ›commons‹ – für weiteres Interesse hierzu sei verwiesen auf das von Silke Helfrich und der Heinrich Böll-Stiftung 2012 mit annähernd hundert Autor_innen herausgegebene Buch Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat.

xiii Vgl. u.a. http://www.rosalux.de/publication/37369/solidaritaet-waer-eine-prima-alternative.html.

xiv Friederike Habermann (2011), »Solidarität wär´ eine prima Alternative. Oder: Brot, Schoki und Freiheit für alle.« RLS-Paper 2011, einsehbar unter
www.rosalux.de/publication/37369/solidaritaet-waer-eine-prima-alternative.html.

Frigga Haug

Zeit, Wohlstand und Arbeit neu definieren

Zeit, Wohlstand und Arbeit neu definieren

Lektürezeit: → 10 Minuten, → 30-45 Minuten, → 60 Minuten

Zusammenfassung:

»Jede_r weiß, dass es nicht unendlich Zeit gibt. Diese Ressource ist vielmehr äußerst begrenzt, messbar und außerordentlich gleich für Jede und Jeden.« Doch wie Frigga Haug schreibt: Die Zeit ist umkämpft. Sie »gehört uns und zugleich müssen wir sie weggeben und eintauschen: Indem wir sie als Arbeitszeit verkaufen, wollen wir leben und mitmachen.«

Auf den folgenden Seiten skizziert Frigga Haug die Entwicklung des Arbeitsmarktes und dessen Rolle in unserer Gesellschaft in den letzten Jahren. Sie erklärt, welches Verständnis von Zeit hinter der Hartz IV-Gesetzgebung liegt und welche Stolperfallen und Gefahren es birgt. Frigga Haug bietet uns einen Orientierungsrahmen für einen anderen Blick auf Arbeit: Die 4-in-1 Perspektive ist eine Vision von einer gerechten, ungewohnten und ganz anderen Art mit Arbeit umzugehen. Sie verbindet die Bereiche der fürsorgenden Arbeit, des politischen Engagements, der persönlichen Entwicklung und der Erwerbsarbeit. Es geht um eine gerechte Verteilung. Von Zeit und von Arbeit.

Zeitwohlstand

In meiner Arbeit um die Liebe in den Jahrtausenden, also was die Menschen umtreibt, was sie mit der Liebe machen oder diese mit ihnen, stieß ich auf den lakonischen Satz von Alexandra Kollontai (in ihren drei Erzählungen von 1920): Die Liebe ist selten, sie braucht Muße und der heutige Mensch hat keine Zeit zum lieben.[i] Kollontai ist für Frauen im Aufbruch wichtig, da sie als Teilnehmende an der russischen Revolution sich auch dem Projekt verschrieb, die Frauen aus dem *»Liebesgefängnis«* zu befreien, dass sie *»frei«* wären *»wie der Wind« und »einsam wie das Steppengras«*.
Das hört sich zunächst höchst widersprüchlich an. Freiheit als: Raus aus der Liebe und gleichzeitig das Ziel: Zeit für die Liebe. Besichtigen wir diesen Widerspruch näher, sind wir beim Thema Zeitwohlstand. Das ist ein vieldeutiger Begriff. Will er bedeuten, wir lebten im Zeitnotstand oder in Zeitarmut, wir hätten keine Zeit? Oder meint er, man solle nach mehr freier Zeit streben, aufhören, Wohlstand am finanziellen Reichtum zu messen, und stattdessen am Reichtum an Zeit für sich? Man könnte auf diese Weise das wachsende Armutsproblem lösen, indem man den Menschen statt Geld und Arbeit, Zeit verspräche, die allerdings aus der Arbeitslosigkeit sich auch ohnehin ergeben müsste. So lebten die Arbeitslosen in einem anderen Wohlstand durch Umwertung. Was aber tun sie jetzt mit dieser gewonnenen Zeit?

Kann man Zeit anhäufen wie Geld oder einsparen wie dieses? Jede_r weiß, dass es nicht unendlich Zeit gibt. Diese Ressource ist vielmehr äußerst begrenzt, messbar und außerordentlich gleich für jeden und jede. Man hat, unabhängig vom sonstigen Wohlstand, 24 Stunden am Tag. Aber diese stehen zur Diskussion, wenn wir über Zeitwohlstand reden. Sie sind umkämpft. Es geht also um die Verfügung über Zeit. Zeit gehört uns und zugleich müssen wir sie weggeben und eintauschen: Indem wir sie als Arbeitszeit verkaufen, wollen wir leben und mitmachen. Zeit ist zunächst eine leere Hülle, in die hinein wir unser Leben formen, gestalten, genießen. Wieweit es Liebe und Genuss ist, hängt auch davon ab, wie viel Zeit wir dafür verbrauchen können. Die Worte ringen in einem Feld von Selbstbestimmung – können wir selbst über unsere Zeit verfügen? – und Fremdbestimmung: wer verfügt eigentlich über unsere Zeit?

Über die Autorin

Frigga Haug war bis 2001 Professorin für Soziologie an der Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik. Sie versteht sich als Philosophin und Feministin, war aktiv in der Antiatombewegung, dem SDS und der Frauenbewegung. Sie ist Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat von Attac. Ihr aktuelles Projekt ist das Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus.

Der Standpunkt der Verfügenden

Nähern wir uns der Problematik auf pragmatische und einfachere Weise, indem wir die Seiten wechseln. Betrachten wir nicht mehr die Zeit mit unseren eigenen, verführbaren Augen in der Suche nach Selbstbestimmung, sondern blicken auf einen, der den drastischsten und modernsten Plan zur Verfügung über Menschenzeiten gemacht hat. Das ist Peter Hartz, bekannt durch die Hartzreformen: Er bekam den Posten als Designer für die Zukunft vieler durch ein Buch, in dem er seine Pläne zur Zukunft von Arbeit und Zeit schon vor der Einführung von Hartz-Kommission und folgendem Hartz4 ausgeführt hatte und werbend anpries. Ich skizziere in kurzen Zügen, um den satirischen Charakter dieser Vorschläge deutlich zu machen.[ii]

Beginnen wir mit der Berechnung der Arbeitszeiten durch Hartz. Man kennt die Rede von der Zwei-Drittel-Gesellschaft als Drohung

einer strukturellen Arbeitslosigkeit und Aussonderung eines Drittels der Bevölkerung aus aktiver Teilhabe. Hartz dreht den Spieß um: Wir steuern keineswegs auf eine Zwei-Drittel-Gesellschaft zu, sondern wir leben schon heute in einer 10-Prozent-Gesellschaft:

»Der Anteil der Lebensarbeitszeit am Leben ist bereits unter 10 Prozent gesunken« (20).

Kein Wunder, dass das System in der Krise ist. Der Trick in dieser überraschenden Berechnung steckt im Wort *»Leben«*. Hartz konzipiert den Menschen als eine Maschine, die rund um die Uhr und ihr ganzes Leben arbeiten könnte. Dann begibt er sich an die Berechnung der Stillstandszeiten und kann erkennen, dass diese Maschine nicht ausgelastet ist. Er berechnet vom Säugling bis 80 und sieht, der Mensch braucht sehr viel Zeit, bis er überhaupt zur Arbeit eingesetzt werden kann. Und auch dann setzt er aus und hat Urlaub, Wochenenden, ist krank, verbringt Zeit mit Schlafen und Essen und allerlei Müßiggang. Dann geht er auch noch in Rente und verbringt seine Zeit schon wieder nicht mit Arbeit – und wenn man das alles zusammenrechnet, kommt heraus:

»40 volle Jahre im Beruf mit durchschnittlich 1.400 Stunden effektiver Jahresarbeitszeit bei 80 Jahren Lebenserwartung sind gerade einmal 8 Prozent des Lebens« (20).

Auf dieser Grundlage, die fortan durch sein Buch geistert, kann Hartz Zumutbarkeiten diktieren und Anspruchslosigkeit anmahnen. Bei 8 % kann sich keine Arbeiterklasse mehr denken, keine Gewerkschaft auftrumpfen. Arbeit ist zur Nebensache geworden. Gegenargumente werden durch Unterbieten erstickt:

»Zusammenfassend lässt sich kalkulieren, dass ein durchschnittlicher Arbeitnehmer faktisch nicht mehr als 5 % seines Lebens für den eignen Lebensunterhalt und den seiner Familie arbeitet« (48).

Der Boden ist bereitet, das ganz Andere zu wollen. Hartz übernimmt die Hoffnungsworte der sozialen Bewegungen und fügt aus ihnen das neue Angebot des *»Unternehmers«* zusammen, der ein jeder durch Wortzauber fortan sein kann:

»Arbeitszeitsouveränität – das Ende der Arbeitszeiterfassung ist der erste Schritt zu einer neuen Mündigkeit: Zeiten selbst organisieren, statt Auftrag und Aufgabe abzuarbeiten. Vertrauensarbeit ist der zweite Schritt: Ziele setzen und Erfolg abfordern, statt Details zu planen. Die Revolution beginnt mit dem dritten Schritt:
Arbeit wird neu definiert: Sie umfasst wieder ein ganzheitliches Stück Leben: lernen, produzieren, kommunizieren. Etwas bewegen! [...] Die zukünftige Arbeit bekommt den Motivator: ›Beweg etwas – du kannst es!‹ Der Unternehmer vor Ort nimmt das Schicksal seiner Beschäftigung mit in die Hand. [...] Diese Neudefinition der Arbeit wird ein beherrschendes Thema der Zukunft« (21).

Antonio Gramsci nennt solches Vorgehen eine passive Revolution. Die Utopie wird ins Diesseits geholt und erscheint genau dort, wo es uns an den Kragen geht. Diese Verwandlung, bei Hartz *»Flucht nach vorn«* genannt, verlangt Sportsgeist. Es gilt, die *»Unbequemlichkeit der Zukunft«* sportlich auszuhalten (25). Welches ist der neue von Hartz angezielte Menschentyp? Die Bestimmung erfolgt zunächst in Form einer Drohung:

»Die Job-Revolution [...] wird keine betuliche Entwicklung, die Job-Inhaber aus geschützten Positionen überleben könnten. Dramatisch wird sie für jeden, dessen persönliche Lerngeschwindigkeit und Beschäftigungsfähigkeit mit der Dynamik [...] nicht mehr Schritt hält« (10).

Die Worte lassen wenig Zweifel: es ist eine Frage auf Gedeih und Verderb. Im Zentrum steht wie eine Art Rettungsanker ein neues Wort: *Beschäftigungsfähigkeit*. Als innere Tugend und verantwortliche Potenz taucht auf, dass man am Markt verkäuflich ist. Das ist, in dieser Radikalität gesprochen, neu. Es ist das Diktat, sein Leben selbstbestimmt so auszurichten, dass man jeder Zeit und an jedem Ort, auf jede Dauer einsetzbar wird wie eine Maschine, die zudem über zusätzliche *»menschliche«* Emotionen verfügt. Wenn dieses individuelle Sich-selbst-Entwerfen abgekoppelt bleibt von kritischer Gesellschaftsanalyse, handelt es sich für diesen Teil der arbeitenden Menschen um eine Art *»SuperFordismus«*, aus dem die gesellschaftlichen (wohlfahrtsstaatlichen) Sicherungen herausgeschraubt sind.

Der Unterordnung der Einzelnen unter ihre Einstellbarkeit folgt, dass die Menschen in Waren verwandelt werden. Dies wird sehr klar und wirksam ausgesprochen mit dem für Politik und Werbung angemessenen Können.

»Die Elektronik-Kompetenz wird zu einem entscheidenden Wertschöpfungstreiber der Branche« (35).

Ein ebenfalls aus der Werbung stammendes sprachliches Mittel ist das Wort-Bombardement. Neue Worte oder Worte in ungewöhnlichen Kontexten prasseln so schnell hernieder, dass es ganz ausgeschlossen ist, darüber nachzudenken. Ein Entkommen bietet, einfach mitzumachen. Da gibt es Jobfamilien, Kreativnetze, eine Clusterbildung von Kompetenz und Engagement als Kerne mit Anziehungskraft, Lerninseln, Handlungskorridore, Vorsorgekapitale und ein Feuerwerk neuer Jobs. Der neue Menschentyp, der in alledem geformt wird, benötigt:

»eine neue Jobmoral, in der sich die Menschen nicht nur als Inhaber ihrer Arbeitskraft verstehen (sozusagen als shareholder ihrer Human Assets), sondern die Verantwortung für ihre Beschäftigungsfähigkeit übernehmen, also sich als ›workholder‹, als Bewahrer und aktive Entwickler ihrer Chancen und Arbeitsplätze verhalten« (41).

Immer deutlicher wird, dass es der je Einzelne ist, der die Misere des Arbeitsmarktes verschuldet hat und entsprechend auch als Einzelner die Lösung vorantreibt, der die Fäden zieht und ziehen muss, will er nicht einfach untergehen.

An dieser Stelle ist es an der Zeit, sich an das Zeitkonto zu erinnern. Hartz hat vorgerechnet, dass die Einzelnen nur knapp 10 % ihrer Lebenszeit als Arbeitszeit verbringen. So folgt:

»Diese verkürzte Zeit kann gerannt, gerackert und auf Biegen und Brechen geleistet werden« (51). Mit *»entsprechender Einstellung und flexiblen Einsatzmodellen ließe sich eine Jahresnutzung von 6000 bis 7000 Stunden erreichen«* (ebd.), was auch die Maschinen und Anlagen viel besser wirtschaftlich nutze.

Fallen

Darin sind eine Menge Fallstricke. Die erste Falle ist das Setzen auf Selbstbestimmung, wie sie auch in der Forderung nach Zeitwohlstand anklingt. Jeder wird Unternehmer. Aber es kann nicht jeder Unternehmer werden, es sei denn, wir schaffen zuvor alle Arbeit für andere ab. Eine Gesellschaft nur aus Einzelnen, die sich nicht zusammentun und auch nicht selbstbewusst die vorhandene notwendige Arbeit teilen, sondern für einen unbekannten Markt unterwegs sind – soll das funktionieren, so braucht es eine undurchschaubare Ordnung, die die freien Unternehmer an der Kandare hält.

Die zweite Falle ist die Vorstellung, es gäbe im Grunde gar keine notwendige Arbeit, deren Regelung eine gesellschaftliche Aufgabe ist. Wieder werden Ross und Reiter in den Nebel des Ungewissen geschickt. Es hört sich ansprechend an, wäre da nicht die Hetze im *»rennen, rackern, rasen«* und die aufs äußerste getrimmte Fremdverfügung, die im Menschen als Maschine durchschlägt. Wir werden mit Ängsten und Wünschen, mit Gewolltem und Gefürchteten hin und her getrieben. Offenbar braucht es einen anderen halbwegs festen Standpunkt, von dem aus wir bestimmen wollen, in welcher Perspektive wir unser Leben gestalten wollen und was wir dafür brauchen. Kompass für weitere Überlegungen soll also der gesellschaftliche Mensch sein, wir alle in unserer Gesellschaft.

17

Die-Vier-in-Einem-Perspektive und Hegemoniekämpfe um Arbeit

Ohne Vorstellung, wie eine andere Gesellschaft sein könnte, lässt sich schwer Politik machen.

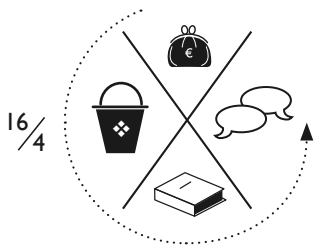
Gegen den Überdruss, aber auch gegen die Mutlosigkeit, bei zunehmender Zahl von Menschen, die gar nicht erst oder nicht mehr erwerbstätig sind, gegen alle Hoffnung auf Lohnforderungen und die Sicherheit der Plätze derer, die noch ›in Arbeit‹ sind, lenken zu können, suchte ich nach einer Utopie, die die Hoffnungen der vielen anderen aufnimmt und auf ein menschenwürdiges Ziel ausrichtet. Die Kunst der Politik besteht nicht darin, das ›richtige‹ Ziel auszumachen und es dann durchzusetzen; die Kunst der Politik besteht in der Verknüpfung, in der Erstellung eines Orientierungsrahmen, der die fragmentierten Kämpfe in einen Zusammenhang bringt. Es gilt nicht, neue Arbeit aus dem Hut zu zaubern, sondern die vorhandene Arbeit gerecht zu verteilen. Das meint, dass wir uns alle menschlichen Tätigkeiten – im Erwerbsleben, in der Reproduktion, in eigener Entwicklung und in der Politik – auf die Einzelnen in gleichen Proportionen verteilt denken. Wir gehen zunächst hypothetisch von einem 16-Stunden-Arbeitstag aus. In ihm haben die vier Dimensionen des Lebens, idealtypisch gerechnet, jeweils vier Stunden Raum. Das ist nicht mechanisch gedacht und mit der Stoppuhr abzuleisten, sondern dient als eine Art Richtschnur.

Im ersten Teil, der Erwerbsarbeit, wird offenbar, dass das Gerede von einer Krise, weil uns die Arbeit ausgehe, von einem äußerst restriktiven Arbeitsbegriff ausgeht. Vom Standpunkt des gesamten Lebens und seiner menschlichen Führung stellt sich dies radikal anders dar. Leitlinie wird die notwendige Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit für alle auf ein Viertel der aktiv zu nutzenden Zeit, also auf vier Stunden. Perspektivisch erledigen sich auf diese Weise Probleme von Arbeitslosigkeit (mitsamt Prekariat und Leiharbeit) und wir können uns auf die Qualität der Arbeit konzentrieren.

Der zweite Teil, die Reproduktionsarbeit, ist nicht bloß als Haus- und Familienarbeit zu begreifen. Sie beinhaltet die Arbeit an sich selbst und an anderen Menschen. Eingeschlossen sind hier auch die Fragen der Kinder, der Alten, der Behinderten, der Kranken, aber auch der Freunde und Geliebten, bis hin zum verpflichtenden Verhältnis zur Natur. Für die Reproduktions- und Familienarbeit bedeutet dies zuallererst eine Verallgemeinerung. So wie niemand aus der Erwerbsarbeit ausgeschlossen sein kann, so auch nicht aus der Reproduktionsarbeit – alle Menschen können und sollen hier ihre sozialen menschlichen Fähigkeiten entwickeln. Das erledigt den Streit ums Erziehungsgeld, ohne die Qualität der Arbeit, die hier geleistet wird, abzuwerten.

Im dritten Bereich geht es darum, sich lebenslang lernend zu entfalten, das Leben nicht bloß als Konsument, sondern tätig zu genießen, und damit auch eine andere Vorstellung vom guten Leben entwerfen zu können. Oder anders: Es sollte nicht mehr hingenommen werden, dass die einen viele Sprachen sprechen, tanzen, musizieren, dichten, malen und reisend sich weiter vervollkommnen, während andere froh sein müssen, wenn sie überhaupt lesen und schreiben können. Es geht darum, dass alle Menschen über ein Entwicklungspotenzial verfügen, das aus dem Schlummer des Möglichen ins Leben kommt und die Betätigung aller Sinne nicht mehr als Luxus erscheint, den sich nur Reiche leisten können, sondern dass ein jeder nach seinen Fähigkeiten leben kann. Dafür braucht es eigenen Raum und Zeit für Entwicklung.

Der vierte Bereich, die Politik, verfolgt den Anspruch, dass Gesellschaft zu gestalten keine arbeitsteilige Spezialität sein soll, wobei die einen die Politik machen, während die anderen, und das ist die übergroße Mehrzahl, deren Folgen ausbaden.



Die vier Dimensionen menschlichen Lebens in einem alternativen Modell zu verknüpfen, ist der Umriss eines von Frauen formulierbaren umfassenderen Begriffs von Gerechtigkeit. Dieser nimmt seinen Ausgang bei der Arbeitsteilung und der damit verbundenen Zeitverausgabung. Er will also das Zeitregime in unseren Gesellschaften grundlegend anders gestalten. Jeder Bereich, für sich zum Fokus von Politik gemacht, kann jedoch geradezu reaktionär werden. Die politische Kunst liegt in der Verknüpfung der vier Bereiche. Zusammengenommen deuten sie auf eine alternative Gesellschaft und zeigen zugleich die ersten Schritte. Dies ist nicht heute und hier durchsetzbar, doch kann es als Kompass dienen für die Bestimmung von Zielen in der Politik, als Maßstab für unsere Forderungen, als Basis unserer Kritik, als Hoffnung, als konkrete Utopie, die alle Menschen einbezieht und in der endlich die Entwicklung jedes einzelnen zur Voraussetzung für die Entwicklung aller werden kann.

Die Arbeit

Auch bei Zeitwohlstand geht es um ein gutes Leben für alle. Das hört sich bescheiden an, ist jedoch, wie wir erneut in der Krise des Kapitalismus sehen, das Unverschämteste, das einem derzeit einfallen kann. Auf dem Weg dorthin gibt es enorme Hindernisse – ökonomischer, politischer, kultureller Art und schließlich solche, die in uns selbst liegen: unsere Gewohnheiten.

»Unserer Gesellschaft geht die Arbeit aus«, rufen seit etwa 25 Jahren die Sozialwissenschaftler, als handle es sich um ein Bergwerk, das erschöpft ist.

Sie bemühen sich, einen Gesellschaftszusammenhalt anders zu finden, nicht über Arbeit, sondern vielleicht über Kommunikation oder über den Konsum. Praktisch scheint sich dieser Weg zu bewahrheiten. Denn inzwischen lehrt uns die Weltwirtschaftskrise das Fürchten. Die Meldungen über mehr und mehr Arbeitslose – täglich mehrere Tausend füllen die Nachrichten, Angst schleicht sich in die Herzen der Vielen. Noch sind es andere, Griechenland und Spanien. Wann wird es uns treffen? Verzweifelt versucht man sich an den Arbeitsplatz, soweit noch vorhanden, zu klammern, alle weiterreichenden Wünsche zu vergessen und ist bereit zu vielem.

Wo immer wir hinsehen, zeigen sich uns die Dinge doppelköpfig. Denn Arbeitslosigkeit ist ja nicht einfach ein Mangel und Anzeiger für Armut. Sie ist nach der anderen Seite hin nichts anderes als der Nachweis, dass sich die Produktivkräfte der Arbeit soweit entwickelt haben, dass wir die notwendige Arbeitszeit für das Überleben erheblich reduzieren können. Sie zeigt also Reichtum an, freilich nicht für diejenigen, die arbeitslos werden. Wenn gesellschaftlich weniger Arbeit für das Notwendige gebraucht wird, wären die Menschen freigesetzt, endlich die vielen Tätigkeiten aufzunehmen, zu denen bislang die Zeit nicht reichte. Dass sich die Menschen des Wenigerwerdens von notwendiger Arbeit nicht freuen können, dafür sorgt wiederum ihre Formbestimmung als Lohnarbeit. Nur wer sich seine 8 Stunden oder mehr zur Verfügung stellt, kann auf Anerkennung, entsprechende Entlohnung, Wertschätzung, Teilhabe hoffen. So bedeutet Arbeitslosigkeit eine Freisetzung als Beraubung, eine Tragödie diesmal für die Arbeitenden.

Wir gehen davon aus, dass wir bei unserem gewachsenen Niveau an Lebensstandard inzwischen nur einen Bruchteil an Arbeitsstunden für die gleichen Produkte einsetzen müssen. Weiter gehen wir davon aus, dass dies auch weltweit durchsetzbar wäre, da sich die Produktivkräfte und das nötige Knowhow in absehbarer Zeit verallgemeinern ließen. In dieser Situation fordert die bundesdeutsche Regierung, die Regierung eines der reichsten Länder, eine Verlängerung der wöchentlichen und vor allem auch der Lebensarbeitszeit. Sie tut dies mit der

RENNEN
RACKERN
RASEN

Behauptung, so Arbeitsplätze zu sichern. Dabei hält die Regierung fest an einem Arbeitsmodell, das von einem 8-StundenTag ausgeht, ohne dass für alle ein solcher Arbeitsplatz vorgesehen ist. Sie hält an einem erhöhten Rentenalter fest, obwohl die über 55 jährigen schon gar nicht mehr vermittelt werden können. Es gibt keinen Aufschrei im Land. Die Einzelnen hoffen, die Regierung wisse schon, was in der Krise zu tun sei.

Teilzeitarbeit für alle

Diese Losung muss zunächst auf Widerstand treffen, vor allem derjenigen, die noch einen Vollzeitarbeitsplatz haben, auf den sie sich eingerichtet haben im Zeitverbrauch, in häuslicher Arbeitsteilung, im Lebensstandard. Lange wurde zudem gewerkschaftlich gegen Teilzeitarbeit gekämpft. Weitgehend erfolglos, sie breitet sich aus: 70% der Teilzeitarbeitsplätze haben Frauen inne. Teilzeitarbeit, das ist Armut, Ausweglosigkeit, es gibt kaum Sicherheit und schon gar keine Aufstiegsmöglichkeiten. Teilzeit arbeiten heißt nicht nur, keiner ernsthaften Arbeit nachzugehen. Es heißt auch, als Gesellschaftsmitglied versagt zu haben. Soll also das Elend der Teilzeitarbeiterinnen die gesamte Gesellschaft treffen? Jeder weiß, mit so wenig Einkommen kann keine auskommen.

Teilzeitarbeit scheint auf den ersten Blick genau das, was wir nicht wollen. Arbeit als sinnloser Job, bloße Kräfteverausgabung gegen ein kleines Entgelt.

Wir kennen die Argumente gegen Teilzeitarbeit – aber *Teilzeitarbeit* für alle ist nicht einfach eine unwillkommene Anerkennung jetziger Teilzeitarbeit und eine Absage an die Kämpfe dagegen. Es ist eine Stolperlosung. Schon nach wenigen Sekunden merkt man, dass der Satz selbst unsinnig ist: Teilzeit für alle kann nicht länger Teilzeit sein. Sie verwandelt sich schon beim Sprechen in Vollzeit und stiftet sogleich an, über Vollzeit nachzudenken. Wollen wir wirklich diesen 8-Stunden-Erwerbsarbeitstag, womöglich mit Überstunden? *»Rennen, rackern, rasen«*, wie dies Peter Hartz schon früh für uns vorsah, ausgepowert und abgeschlafft am Abend, keine Zeit für Familie und Freunde, für Kultur und schöpferische Muße, schon gar nicht für Politik?

Wie wäre es, sich einen neuen Arbeitstag einmal anzuprobieren. Wie wäre es, wenn man in der herkömmlichen Erwerbsarbeit nur mehr vier Stunden zubrächte und über die freigewordene Zeit selbst verfügen könnte, statt andere einseitige Verfügung zuzulassen. Das Leben ist mehr als Erwerbsarbeit – ihre Bedeutung gehört abgewertet. Das Miteinander braucht mehr Zeit – nennen wir sie Zeit für Kinder,

Alte, Nächste, Freunde, Geliebte und für alles Lebendige um uns. Wir könnten als anzustrebendes Ziel uns vorstellen und einfordern, dass auf jedem Vollzeitarbeitsplatz zwei Menschen sich die Arbeit teilen. Wir hätten dann mehr Arbeitsplätze als Menschen, die sich darauf bewerben – so können wir uns auch endlich der Qualität der Arbeiten und ihrer Angemessenheit an menschliche Fähigkeiten und ihre Entwicklung zuwenden.

Teilzeitarbeit ist ein Lernprozess, eine Herausforderung an uns alle, die uns zum Nachdenken über unsere Gewohnheiten und Vorurteile anstiftet. Sie setzt eine Selbstveränderung in Gang, die uns bewusst macht, dass wir ein anderes Zeitregime für unsere Lebensweise brauchen, das wir gemeinsam erstreiten. Eine menschliche Zeitgestaltung für die Erledigung des Notwendigen, des sich Kümmerns um Leben und seine Bedingungen, um die eigene Entwicklung und die notwendige Muße, um die politische Gestaltung und Einrichtung der Gesellschaft. So fallen Selbstveränderung und Veränderung der Gesellschaft zusammen.

*

[i] *Alexandra Kollontai (1992), Wege der Liebe. Drei Erzählungen, Der MorgenbuchVerlag, Berlin (Repr. d. Ausg. Berlin 1925), 56.*

[ii] *Peter Hartz (2001), Job Revolution. Wie wir neue Arbeitsplätze gewinnen können, Frankfurt: Frankfurter Allgemeine Zeitung BuchVerlag.*

Niko Paech

Suffizienz und Subsistenz:

Therapievorschläge zur Überwindung der Wachstumsdiktatur

Suffizienz und Subsistenz: Therapievorschläge zur Überwindung der Wachstumsdiktatur

Lektürezeit: → 5 Minuten, → 25 Minuten, → 45 Minuten

Zusammenfassung:

Wie der Titel vermuten lässt: Niko Paech ist aufgebracht. Der Ökonom – in Deutschland einer der bekanntesten Fürsprecher einer Postwachstumsökonomie – schreibt einen feurigen Aufruf zum Wandel unserer Wirtschafts- und Lebensweise.

Ausgehend davon, dass die heutigen Konsumgewohnheiten ökologisch nicht tragfähig sind, beschreibt er ihre negativen sozialen Folgen, die jetzt bereits spürbar sind: Menschen sind zunehmend gestresst und unglücklich.

Für reiche Industrienationen sieht er nur einen erfolgversprechenden Weg: Suffizienz und Subsistenz. Das heißt: weniger verbrauchen, mehr selbst machen. Nur so fänden wir zu einer nachhaltigen Lebensweise, zu einem nachhaltigen Umgang mit natürlichen Ressourcen. Aber auch zu einem nachhaltigen Umgang mit Zeit – laut Paech die knappste Ressource, über die wir verfügen.

Bisherige Versuche das entgrenzte Konsum- und Mobilitätsmodell durch technischen Fortschritt ökologisch reinzuwaschen, sind nicht nur systematisch gescheitert, sondern verursachen oft mehr neue Umweltschäden als an bisherigen beseitigt werden. Ein Beispiel dafür ist die deutsche Energiewende. Eine Lösung kann somit nur darin bestehen, das globale Industriesystem auf ein ökologisch tragfähiges und global übertragbares Niveau zurück zu bauen. Das setzt genügsamere Lebensstile voraus. *Aber macht uns der Imperativ ökologisch nicht über unsere Verhältnisse zu leben unglücklicher?* Stress, Orientierungslosigkeit und Konsum-Burn-Out charakterisieren den Normalzustand moderner Bequemokratien, die längst zu einem Hort der Reizüberflutung mutiert sind. Während des letzten Jahrzehnts hat sich die Menge an Antidepressiva-Verschreibungen in Deutschland verdoppelt.[1]

Über den Autor

Niko Paech ist Wirtschaftswissenschaftler und seit 2010 außerplanmäßiger Professor für Produktion und Umwelt an der Universität Oldenburg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem im Bereich der Umweltökonomie, der Ökologischen Ökonomie und der Nachhaltigkeitsforschung. Zuletzt veröffentlichte er das Buch »Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie«.

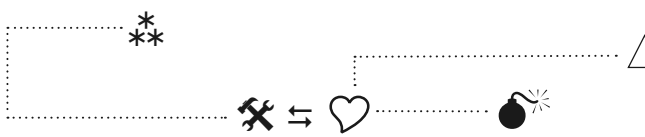
Unser Leben ist vollgepfropft mit Produkten, Dienstleistungen, Mobilität, Ereignissen und Kommunikationstechnologien. Es fehlt die Zeit, dies alles so *»abzuarbeiten«*, dass es einen spürbaren Nutzen erzeugt. Damit nämlich Konsumaktivitäten überhaupt Glücksgefühle verursachen oder die Zufriedenheit steigern können, muss ihnen ein Minimum an Aufmerksamkeit gewidmet werden. Und das geht nicht, ohne eigene Zeit zu investieren, denn Empfindungen lassen sich weder automatisieren noch an jemanden delegieren. Zeit ist die knappste Ressource, über die wir verfügen. Trotz aller Fortschrittsorgien ist sie nicht vermehrbar, sondern nach jeder Verwendung unwiederbringlich verloren. Knappheit an individueller Zeit durch *»menschliches Multitasking«* überlisten zu wollen – also verschiedene Dinge gleichzeitig zu verrichten – bleibt eine Illusion. Neurologen wissen längst zu begründen, dass wir uns bestenfalls auf zwei Dinge gleichzeitig konzentrieren können.[ii]

Da der Tag nach wie vor nur 24 Stunden hat, die Anzahl der Dinge und Erlebnisse, die wir uns kaufen können, jedoch geradezu explodiert, konkurrieren sie um die knappe Aufmerksamkeit. Folglich wird jeder Sache und Handlung eine immer geringere Zeitdosis zuteil. Gleichzeitig sitzt uns die Angst im Nacken etwas zu versäumen, wenn wir uns zu lange mit einem Objekt aufhalten. So wird Konsumwohlstand zur Strapaze erst recht, wenn wir überall mit neuen Optionen konfrontiert werden, die wir zeitaufwändig zur Kenntnis nehmen und über die wir entscheiden müssen. Sogar die Entscheidung etwas nicht in Anspruch zu nehmen, ist in einer reizüberfluteten Sphäre zeitraubend.

Hilfe verspricht die Konzentration auf eine überschaubare Anzahl von Optionen, sodass Zeit und Aufmerksamkeit reichen, um diese Dinge lustvoll genießen zu können. Wer sich elegant eines ausufernden Konsum- und Mobilitätsballastes entledigt, ist davor geschützt, im Hamsterrad der käuflichen Selbstverwirklichung orientierungslos zu werden. Die Befähigung zum eleganten und Glück stiftenden Konsumieren bestünde also darin, sich von Wohlstandsschrott zu befreien, der nur unser Leben verstopft. Suffizienz konfrontiert die verzweifelte Suche nach weiteren Steigerungen von Güterbesitz und Bequemlichkeit mit einer simplen Gegenfrage: Von welchen Energiesklaven, Konsum- und Komfortkrücken ließen sich überbordende Lebensstile und schließlich die gesamte Gesellschaft befreien?

Wer in materieller Opulenz zu versinken droht, verzichtet nicht durch Reduktion, sondern befreit sich von Überflüssigem. Sich klug jener Last zu entledigen, die viel Zeit kostet, aber nur minimalen Nutzen stiftet, führt im Übrigen zu mehr Unabhängigkeit vom volatilen Marktgeschehen, von Geld und Erwerbsarbeit. Die Kunst der Reduktion bedeutet auch Angstfreiheit, denn wer weniger benötigt, ist auch weniger angreifbar.

Was in einer überfrachteten Konsumumgebung an eigener Kompetenz übrigbleibt, beschränkt sich auf müheloses Dahingleiten auf uniformierten Benutzeroberflächen, so als entspräche das erfüllte Leben einem allgegenwärtigen Touchscreen. Lebenserleichternde Automatisierung befreit von der Notwendigkeit, selbst etwas Substanzielles zu können. Diese Virtuosität des Nicht-Könnens gründet darauf, Ansprüche zu erfinden, zu differenzieren, zu strukturieren und deren Erfüllung ohne eigenen physischen Einsatz per Tastendruck – falls auch das zu mühevoll sein sollte, gibt's ja auch Spracherkennungsprogramme – zu *»triggern«* oder einzufordern. Die Kuriositäten eines derartigen Mega-Programms der individuellen Verkümmerung lassen sich überall besichtigen, vor allem in den Bildungsanstalten. Insoweit das Recht auf Hilflosigkeit als gesellschaftlicher Fortschritt zelebriert wird, erzwingt die innere Verödung ein umso prägnanteres äußeres Wachstum an Leistungszufuhr – mit allen stofflichen Anhängen versteht sich. Heerscharen global umherirrender Versorgungsfälle, die nur noch mit dem Smartphone kommunizieren, ziehen außer ihrem *»Rolli«* eine immer längere Produktionskette hinter sich her. Und wehe, sie reißt irgendwo.



Wie psychisch belastbar sind die Insassen einer derartigen Bequemokratie? Spätestens wenn der Flieger ausfällt, das Smartphone keine Verbindung hat, der Supermarkt geschlossen ist, dem Kaffee das Verwöhnaroma fehlt oder eine SMS eintrifft, der zufolge die Haushaltshilfe den Gehweg nicht gefegt hat, rasten Konsumhypochonder inmitten ihrer organisierten Hilflosigkeit aus. Jede Lücke oder Verzögerung innerhalb einer Rundumversorgung, die sich als Normalzustand etabliert hat, wird lautstark als Zumutung beschimpft. Als bewährter Kampfbegriff ist die *»Zumutung«* nichts weniger als der Antichrist moderner Fortschrittsverheißungen. Niemand weiß, woher sie kommt, woraus sie besteht oder wie man sie zweifelsfrei nachweisen kann. Und doch ist sie ständig präsent, weil sie sich unbemerkt an ausgerechnet jenen Fortschritt heftet, der sie doch dezimieren soll. Das Gebot beständiger Zumutbarkeitssenkungen strandet in einer Paradoxie: Das Zusammenspiel aus technologischer und ökonomischer Entwicklung, durch die jede Zumutung ausgerottet werden soll, senkt zugleich die Toleranzgrenzen. So wird systematisch das Potenzial einer Situation, als Zumutung zu gelten ins Unermessliche gesteigert.

Von Suffizienz...

Suffizienz stammt vom lateinischen sufficere und kann mit »hinreichen«, »genug sein« übersetzt werden. Suffizienz besagt, dass Menschen ihr Verhalten ohne Zwang verändern und Praktiken, die Ressourcen übermäßig verbrauchen, einschränken oder ersetzen. Die Suffizienzstrategie bemüht sich um einen genügsamen, umweltverträglichen Verbrauch von Energie und Materie durch eine geringe Nachfrage ressourcenintensiver Güter und Dienstleistungen. Sie ist also fokussiert auf die Verringerung des Volumens benötigter Material- und Energiemengen durch eine Veränderung von Lebens- und Konsumstilen. Suffizienz bedeutet allerdings nicht, auf das Notwendige zu verzichten. Sie fordert den freiwilligen Verzicht des nicht Notwendigen aus der Einsicht, dass die Natur geschont werden muss.[1] *Im aktuellen Entwurf des Gesamtberichts der Enquete-Kommission ›Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität‹ des Bundestags heißt es: »Suffizienz ist sicher nicht der einzige Weg, um zu einer nachhaltigen Welt zu kommen, aber der kulturelle Wandel hin zu mehr Mäßigung und zu einer gerechten Verteilung ist eine unverzichtbare Voraussetzung für eine gerechte und friedliche Welt und für die Steigerung der Lebensqualität. Auch eine Energiewende wird nicht allein mit erneuerbaren Energien und technischer Effizienzsteigerung, so wichtig sie sind, zu erreichen sein.« Und weiter: »Suffizienz ist also kein fertiges Konzept, sondern in erster Linie ein permanenter Lernprozess, der alle mitnehmen muss: Verbraucherinnen und Verbraucher, Unternehmen, Kultur, Wissenschaft und Politik und der dafür auch Pionierrollen und Vorbilder in der Gesellschaft braucht.«*[2]

...und Subsistenz.

Subsistenz stammt vom lateinischen subsistere und bedeutet »stillstehen«, »stehen bleiben«, »Halt machen«. In der Ökonomie umfasst der Begriff ›Subsistenzwirtschaft‹ Formen der Selbstversorgung. Damit sind sowohl soziale als auch ökonomische Praktiken gemeint, die dazu dienen, den Lebensbedarf für die eigene Person beziehungsweise für eine lokale Gemeinschaft ganz oder teilweise selbst zu produzieren. Es geht also um Selbstversorgung mit materiellen wie immateriellen Gütern im familiären wie gemeinschaftlichen Kontext, von Mütter- und Väterarbeit über Hausarbeit bis zu freiwilligem, ehrenamtlichen Engagement. Die Subsistenzwirtschaft ist am eigenen oder gemeinschaftlichen Bedarf orientiert. Sie produziert aus eigenem Antrieb zur Deckung individueller und gemeinschaftlicher Güterwünsche und damit ausdrücklich nicht für Geld oder den Profit. Ihre Kraft bezieht sie aus der freiwilligen, eigenmotivierten Übernahme von Verantwortung für sich und für die soziale Mitwelt. Ihre produktiven Grundlagen liegen in Kommunikation, Partizipation und Kooperation auf der Basis gegenseitiger Verantwortlichkeit, und sie reproduziert diese Ressourcen ständig selber neu.[3]

---

[1] *Mit kleinen Veränderungen übernommen aus: Oliver Stengel (2011), Suffizienz – Die Konsumgesellschaft in der ökologischen Krise, München: Oekom, 140.*

[2] *Enquete-Kommission ›Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität – Wege zu nachhaltigem Wirtschaften und gesellschaftlichem Fortschritt in der Sozialen Marktwirtschaft‹ (2013), Gesamtbericht – Entwurf, 843, einsehbar unter http://www.bundestag.de/bundestag/gremien/enquete/wachstum/oeffentlich/31_sitzung/index.jsp.*

[3] *Mit kleinen Veränderungen übernommen aus J. Daniel Dahm (2002), Zukunftsfähige Lebensstile – Städtische Subsistenz für mehr Lebensqualität, Dissertation. Universität Köln, 11.*

Die Gewöhnung an weitreichenden, komplexen, daher umso störanfälligeren Komfort ist keine Glücksgarantie, sondern eine Zeitbombe. Nicht erst, wenn die alles in Gang haltende *»Herzmaschine«* keinen (fossilen) Saft mehr kriegt, sondern bereits wenn die Angst davor wächst, droht ein emotionales Desaster. Je höher das Komfortniveau, umso tiefer der Fall, wenn Finanz- und Ressourcenkrisen oder unvorhersehbare Ereignisse das Kartenhaus einstürzen lassen.

Eine weitere Konsequenz überladener Lebensstile besteht im Verlust von Selbstwirksamkeit. Um möglichst viele Dinge und Erlebnisse in unser Leben integrieren zu können, muss alles in bequemer, vorgefertigter und konsumbereiter Form abgerufen werden können. Aber so bleibt kein Raum für eigene Gestaltung oder das Erfolgserlebnis, ein Konsumobjekt eigenhändig erschlossen zu haben und sei es nur durch den eingeübten Umgang, die mühsam erlangte Sachkenntnis oder die Mitwirkung am Zustandekommen eines Ergebnisses. Der Komfort, alles jederzeit mühelos serviert zu bekommen und umstandslos wieder fallen lassen zu können, um sich frei von jeglicher Verantwortung für Verbleib oder Nachsorge blitzschnell dem Neuen zuwenden zu können, hat mehr als nur einen ökologischen Preis. Er unterminiert das Potenzial, angeeignete Dinge mit den materialisierten Symbolen eigener Identität zu versehen. Dazu zählen Spuren der Instandhaltung, eigenhändig vorgenommene Veränderungen, sowie Reparaturen, sichtbarer Verschleiß, der auf Erlebnisse oder eine Geschichte des Besitzers verweist, Patina als Ausdruck von Reife und als Verweis auf Vornutzer, zu denen Assoziationen geweckt werden sollen.

Verlernt wird, die angeeigneten Objekte instrumentell zu verwenden, um sich daran durch eigene Übung zu verwirklichen, ganz gleich ob auf Basis von manuellem Handwerkszeug, nicht elektrifizierter Nähmaschine oder per Fahrrad, Angelrute, Segelboot oder Musikinstrument. Derartige Dinge stimulieren Prozesse, die eine körperliche und materielle Dimension aufweisen. Nötig ist dazu Übung, die weder an jemanden delegiert noch automatisiert werden kann. Solchermaßen interaktive Artefakte korrespondieren mit einem Design, welches auf *»Polytechnik«*[iii], *»mittlere«*[iv] oder *»konviviale«*[v] Technologien verweist. Gebrauchsgegenstände wären demnach lediglich Hilfsmittel oder maßvolle Verstärker eigenständigen Schaffens. Manuelle Verrichtungen würden nicht durch äußere Energie und anderweitige Ressourcenzufuhr ersetzt, sondern geradezu herausgefordert und perfektioniert – nicht zuletzt um des Erlangens persönlicher Souveränität willen.

Wenn Glück bedeutet, sich aktiv, nötigenfalls durch zeitintensives Üben auf das Wesentliche einzulassen, statt in einem Ozean der vielen, aber nur flüchtigen Möglichkeiten zu ersaufen, verlören viele der nötigen Reduktionschritte auf dem Weg in eine *Postwachstumsökonomie* ihren Schrecken.[vi] Denn in einem nur halb so großen und teilweise regionalisierten Industriesystem, ergänzt um eine Subsistenzökonomie, wäre

für jede erwachsene Person im Durchschnitt noch eine 20-Stunden-Beschäftigung verfügbar. Damit ließe sich nur eine bescheidene Konsumausstattung finanzieren. Aber die freigestellten 20 Stunden böten Spielräume für handwerkliche Ergänzungsleistungen und kooperative Selbstversorgung. Drei Kategorien derartiger Subsistenzpraktiken lassen sich unterscheiden.

a. Nutzungsintensivierung durch Gemeinschaftsnutzung: Wer die Nutzung von Gebrauchsgegenständen mit anderen Personen teilt, trägt dazu bei, industrielle Herstellung durch soziale Beziehungen zu ersetzen. Doppelte Nutzung bedeutet halbierter Bedarf. Auch Verschenkmärkte, Tauschbörsen, -ringe und -partys können dazu beitragen.

b. Nutzungsdauerverlängerung: Wer durch handwerkliche Fähigkeiten oder manuelles Improvisationsgeschick die Nutzungsdauer von Konsumobjekten erhöht – zuweilen reicht schon die achtsame Behandlung, um frühen Verschleiß zu vermeiden –, substituiert materielle Produktion durch eigene produktive Leistungen, ohne auf Konsumfunktionen zu verzichten. Wo es gelingt, die Nutzungsdauer durch Instandhaltung, Reparatur, Umbau etc. durchschnittlich zu verdoppeln, könnte die Produktion neuer Objekte entsprechend halbiert werden. Offene Werkstätten, Reparatur-Cafés und Netzwerke des hierzu nötigen Leistungs- und Erfahrungstausches (*www.ifixit.com*) würden dazu beitragen, ein modernes Leben mit weniger Geld und Produktion zu ermöglichen.

c. Eigenproduktion: Hausgärten, Dachgärten, Gemeinschaftsgärten und andere Formen der urbanen Landwirtschaft können zur De-Industrialisierung des neuralgischen Nahrungssektors beitragen. Künstlerische und handwerkliche Betätigungen reichen von der kreativen Wiederverwertung ausrangierter Gegenstände – z.B. zwei kaputte Computer ausschlachten, um daraus ein funktionsfähiges Gerät zu basteln – über selbst gefertigte Holz- oder Metallobjekte bis zur semiprofessionellen Marke *»Eigenbau«*.

Moderne Subsistenz bedeutet Autonomie, insbesondere sich durch subversive Taktiken unabhängig(er) von Geld- und Industrieversorgung zu machen. Das Backrezept ist einfach: Industriegüter werden durch eigene Produktion ersetzt oder durch selbsttätige und kooperative Subsistenzleistungen *»gestreckt«*, um das Potenzial der Bedürfnisbefriedigung einer verkleinerten Produktionsmenge zu vervielfachen. Dazu sind drei Ressourcen nötig: Erstens handwerkliches Improvisationsgeschick, künstlerische und substanzielle Kompetenzen. Zweitens eigene Zeitressourcen, denn manuelle Verrichtungen, die energieund kapitalintensive Industrieproduktion ersetzen, sind arbeitsintensiv. Drittens sind soziale Netze und Tauschbeziehungen wichtig, damit sich verschiedene Neigungen und Talente synergetisch ergänzen können.

Zeit ist die knappste Ressource, über die wir verfügen.

Eine derartige duale Versorgung steigert die Krisenresistenz und mindert den Wachstumsdruck, weil monetäres durch soziales Kapital ersetzt wird. Mit dem hierzu nötigen Übungsprogramm kann jede/r sofort beginnen. Die Reduktion und Umverteilung der durchschnittlichen Wochenarbeitszeit wäre ein erster Schritt. Kommunale Verwaltungen könnten Anbauflächen, brach gefallene Immobilien und Werkstätten verfügbar machen. Bildung und Erziehung könnten sich stärker an geldlosen Versorgungspraktiken, vor allem handwerklichen Befähigungen orientieren. Unternehmen könnten Reparaturkurse anbieten und müssten über politische Maßnahmen von *»geplanter Obsoleszenz«* abgehalten werden, damit aus hilflosen Konsumenten souveräne CoProduzenten und Reparateure werden. Vor allem: Lauert hier nicht jenes Glück, dass uns inmitten maßloser Konsum- und Mobilitätorgien abhanden gekommen ist?

Aber das sind natürlich nur trostspendende Argumente, die als Begleitmusik für jene unfreiwillige Entzugskur taugen, die uns absehbar bevorsteht. Denn die zwischenzeitlich kultivierten Daseinsformen sind dermaßen abhängig von einer industriellen Nonstop-Versorgung, dass sie unwillkürlich Assoziationen zum Spätstadium der Heroinsucht wecken. Dementsprechend hilflos sind sowohl systemkritische Diskurse, als auch die daraus hervorgegangenen sozialen Bewegungen. Lautstarke Forderungen nach Veränderung, die unter dem unausgesprochenen Vorbehalt stehen, eigene Lebensgewohnheiten oder materielle Freiheiten – die dummerweise nur vom dämonisierten System gewährleistet werden können – nicht anzutasten oder gerechtigkeitshalber sogar weiter auszubauen, sind bestenfalls unterhaltsam. Kurz und gut: Alles läuft mit stetig verstärkter Schubkraft auf exakt jenen Fluchtpunkt hinaus, um dessen Vermeidung sich seit 40 Jahren alle vermeintlich Aufgeklärten und Nachhaltigkeitsbewegten bemühen – zumindest symbolisch: Kollaps.

Nach dem Kollaps… wir schreiben das Jahr 2050. Verheerende Finanzzusammenbrüche, ein Rohölpreis von mindestens 250 Dollar pro Barrel, die Coltan- und Phosphor-Krise, extreme Flächenknappheit, spürbare Auswirkungen des Klimawandels, das Bienensterben, Nahrungs- und Trinkwasserengpässe etc. haben weite Teile der globalen Mobilität und Industrie zusammenbrechen lassen. Um dennoch politische und soziale Stabilität zu wahren, musste die verbliebene Erwerbsarbeit so umverteilt werden, dass eine durchschnittliche Wochenarbeitszeit von 20 Stunden längst als normal empfunden wird. Weiterhin vollzog sich ein Strukturwandel hin zu kürzeren Versorgungsketten und geringeren Spezialisierungsgraden. Lokal- und regionalwirtschaftliche, vor allem arbeitsintensivere Herstellungsprozesse, haben ebenfalls dazu beigetragen, die negativen Wirkungen des Kollapses zu dämpfen.

Parallel zum Niedergang globalisierter Strukturen sind neue Regionalwährungen und Genossenschaftsunternehmen entstanden. So ließen sich Wertschöpfungsbeziehungen demokratischer gestalten, was unter anderem eine weniger zins- und renditeträchtige Kapitalbeschaffung der Unternehmen ermöglicht hat. Dies trug zur Dämpfung struktureller Wachstumszwänge bei. Innerhalb des gründlich verkleinerten und umgestalteten Industriekomplexes spielt die Neuproduktion von Gütern, welche im Übrigen fern jeglicher geplanten Obsoleszenz nunmehr reparaturfreundlich entworfen sind, nur noch eine untergeordnete Rolle. Fokussiert wird auf den Erhalt, die Um- und Aufwertung vorhandener Produktbestände, etwa mittels Konversion, Optimierung, Aufarbeitung, professioneller Nutzungsdauerverlängerung oder Nutzungsintensivierung.

Aus Konsumenten sind sog. *»Prosumenten«* geworden, die sich durch Suffizienz- und Subsistenzpraktiken zunehmend aus der Abhängigkeit von industrieller Fremdversorgung befreit haben. Auch die Landschaften haben sich verändert. Auf nicht mehr benötigten Flughäfen und Autobahnen befinden sich Windkraft- und Solaranlagen, um den minimierten Rest an Energienachfrage ohne weitere Natur- und Landschaftszerstörung zu befriedigen. Das Leben in der Postwachstumsökonomie ist von Sesshaftigkeit und materieller Genügsamkeit geprägt, aber sehr entspannt. Diese Auslegung einer nachhaltigen Entwicklung entspricht keiner Kunst des zusätzlichen Bewirkens, sondern des kreativen Unterlassens. Deshalb muss dazu nichts erfunden, wohl aber vieles reduziert und manche genügsame Versorgungspraktik schlicht eingeübt werden. Natürlich könnte damit bereits jetzt begonnen werden – aber Vorsicht: Wenn das zu viele tun, wird der Kollaps am Ende noch verhindert. Das wäre viel zu radikal.

*

---

i *Vgl. Techniker Krankenkasse (2010), »Gesundheitsreport 2010 – Gesundheitliche Veränderungen bei Berufstätigen und Arbeitslosen von 2000 bis 2009«, Hamburg: Techniker Krankenkasse, 13.*

ii *Vgl. Sylvain Charron & Etienne Koechlin (2010), »Divided Representation of Concurrent Goals in the Human Frontal Lobes,« in: Science 328 (5976), 360.*

iii *Lewis Mumford (1967/1977), Mythos der Maschine. Kultur, Technik und Macht, Frankfurt a.M.: Fischer.*

iv *Ernst F. Schumacher (1973/1977), Die Rückkehr zum menschlichen Maß. Alternativen für Wirtschaft und Technik, Berlin: Reinbek.*

v *Ivan Illich (1973/2011), Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik, München: C.H. Beck.*

vi *Niko Paech (2012), Befreiung vom Überfluss, München: Oekom.*

Die unglaubliche Reise mit der Zeitmaschine

Spielerisches und Wissenswertes

Bauanleitung für eine Zeitmaschine

Eine Zeitmaschine ist ein Gerät, das Zeitreisen ermöglicht. Der zentrale Teil der Einheit besteht aus 2 Rahmenantennen, die im Winkel von 90 Grad zueinander angeordnet sind. Jeder Rahmen hat ungefähr 2 Meter im Durchmesser.

Die Antennen können aus einem Rohr von ungefähr 10 cm Durchmesser bestehen. Das Rohr muss supraleitfähig sein. Innerhalb des Rohres befindet sich flüssiges Helium für die Supraleitfähigkeit. Die Steuereinheit der Maschine besteht aus einem Sinus-Generator, der von 1 Hz bis 1000 MHz abstimmbar ist.

Bis hierher geschafft? Dann gehts weiter!

Das Signal dieses Generators wird etwas verstärkt, bevor es zu einem Phasenschieber geleitet wird. Dieser verschiebt die Phase des Signals um 90 Grad. Der Phasenschieber ist unabhängig von der Frequenz des Inputs. Die Phase wird sowohl für Input von 1 Hz als auch für 1000 MHz jeweils um 90 Grad verschoben.

Das Input-Signal wird unmittelbar vor dem Phasenschieber aufgespalten, so dass ein Teil unverändert bleibt und der andere Teil um 90 Grad verschoben wird.

Nach dem Phasenschieber wird das Signal von zwei linearen Verstärkern auf 100 000 Watt je Kanal verstärkt. Danach werden die zwei Kanäle jeweils in eine der Rahmenantennen eingespeist. Das Signal in einer der Rahmenantennen hat immer eine Phasendifferenz von 90 Grad zur anderen Rahmenantenne.

Anwendung:

Der Generator wird auf 1 Hz eingestellt und die Maschine wird eingeschaltet. Die Nadel eines Kompasses in der Mitte der Maschine beginnt sich langsam zu drehen. Innerhalb und um das Antennensystem herum wird ein kraftvolles sich drehendes magnetisches Feld aufgebaut. Bei höherer Generator-Frequenz dreht sich das magnetische Feld schneller.

Etwa 2 Meter von den Antennen entfernt werden einige Stühle in einem Kreis um das Antennensystem herum angeordnet wo die Zeitreisenden sitzen. Die Generatorfrequenz wird jetzt allmählich erhöht, bis die Geschwindigkeit des sich drehenden Magnetfeldes in die Nähe der Lichtgeschwindigkeit kommt.

Wenn die richtigen Bedingungen vorherrschen, wird die Zeit für die auf den Stühlen sitzenden Personen jetzt langsamer ablaufen, verglichen mit denen, die sich außerhalb des Kraftfeldes befinden. Von den Stühlen aus gesehen läuft die Zeit zwischen jedem Stuhl normal weiter. Ebenso wird die Uhr der Zeitreisenden normal laufen. Sie sehen die Uhr auf der Wand außerhalb des Kraftfeldes schnell in die Zukunft laufen.

Je mehr sich die Geschwindigkeit des sich drehenden magnetischen Feldes der Lichtgeschwindigkeit nähert, desto schneller bewegen sich die Zeitreisenden in die Zukunft. Wenn die Geschwindigkeit des magnetischen Feldes gleich der Lichtgeschwindigkeit ist, friert die Zeit ein, von außerhalb des Magnetfeldes gesehen.

Aus der Sicht der Zeitreisenden bewegen sie sich unendlich schnell in die Zukunft. Sie sind nicht mehr in der Lage, die Welt außerhalb des Magnetfeldes mit ihren Sinnen zu erfassen. Die Zeit bleibt für sie stehen. Wird die Frequenz weiter erhöht, wird die Geschwindigkeit des sich drehenden Magnetfeldes größer als die Lichtgeschwindigkeit. Die Zeit, die auf den Stühlen erfahren wird, läuft dann rückwärts, man sieht die Uhr an der Wand außerhalb des Magnetfeldes sich rückwärts bewegen. Zeitreisende reisen jetzt zurück in der Zeit. Bei Lichtgeschwindigkeit bewegen sich Reisende endlos schnell in die Zukunft und die Vergangenheit zur gleichen Zeit.

Ausprobieren!

Das Resultat ist, dass die Zeit bei dieser Geschwindigkeit einfriert. Bei einer höheren Frequenz werden sie langsam in die Vergangenheit reisen. Wenn die Geschwindigkeit des Magnetfeldes sich der Lichtgeschwindigkeit von oberhalb nähert, reisen die Zeitreisenden schneller in die Vergangenheit. Bei Rotation des Magnetfeldes mit Lichtgeschwindigkeit ist die Zeit für Personen innerhalb des Kraftfeldes eingefroren und diese können nichts registrieren.

Für eine außerhalb stehende Person, die in das Kraftfeld hineinsieht, sieht es aus wie das Betrachten eines eingefrorenen Hologramms. Wenn jemand von außerhalb versucht, das Magnetfeld in diesem Zustand zu berühren, scheint es härter als Stahl zu sein. Die äußere Person wird in diesem Zustand das Kraftfeld nicht durchdringen können, das jetzt wie eine unendlich starke Panzerung wirkt.

Wenn man eine Uhr in das Kraftfeld setzt, beobachtet eine äußere Person folgendes: Bei 1 Hz läuft die Uhr normal. Wenn die Frequenz den untersten Teil des VHFBandes (oberhalb 30 MHz) erreicht, scheint die Uhr langsamer zu gehen. Im obersten Bereich des VHF-Bandes (bei ungefähr 300 MHz) bleibt die Uhr vollständig stehen. Im unteren Teil des UHFBandes (von 400 MHz an) fängt die Uhr an, langsam rückwärts zu gehen. Bei 1000 MHz geht der Uhr ungefähr mit normaler Geschwindigkeit rückwärts. Es ist möglich, die Funktion der Maschine mittels Injektion modulierter Orgon-Energie herzustellen.

Quelle und Author unbekannt, Alle Infos von
http://www.ta7.de/txt/mystik/myst0044.htm am 25.4.2013, 00:15
Anmerkunugen der Redaktion: Die obige Anleitung verfolgt die Faster than light (FTL) Strategie.
Weitere Möglichkeiten um in der Zeit zu reisen sind (nach Wikipedia):
»special spacetime geometries« und »wormholes«.

›Herbstzeitlose‹

Stamm: Zeitlose, ursprünglich: nicht zur richtigen Zeit blühende. Der deutsche Trivialname Herbst-Zeitlose leitet sich davon ab, dass die Pflanze im Herbst bis in den Oktober hinein und damit außerhalb der Blütezeit anderer Pflanzen blüht.

Bastelanleitung einer Sonnenuhr

Großvater hat mir gezeigt, wie ich meine Hand ganz schnell in eine Sonnenuhr verwandeln kann. Das geht so:

Für die Sonnenuhr brauchst du ein kleines Stöckchen. Das Stöckchen klemmst du in deine Handfläche und hältst es mit dem Daumen fest. Schon hast du den Sonnenuhrzeiger. Morgens klemmst du den Zeiger in deine linke Hand, die Hand musst du dabei flach ausstrecken. Sie zeigt nach Westen, das ist da, wo die Sonne am Abend untergehen wird. Nachmittags klemmst du den Zeiger dann in die rechte Hand. Halte die Hand nach Osten, das ist die Richtung, wo am Morgen die Sonne aufgegangen ist. Nun musst du nur noch wissen, wo auf der Hand die Zahlen stehen. Und blitzschnell hast du die Uhrzeit.

»Hiltrud! oder: Wie geht's weiter«?

- ab 4 Spieler_innen, Material: Stifte und Zettel

- Ziel des Spiels:
  Viele Punkte gewinnen, aber eigentlich eher seine Mitspieler_innen kennenlernen, gut einschätzen und vor allem viel lachen.

- Spielanleitung:
  Die Spieler_innen machen es sich bequem, jeweils mit Stift und Papier ausgestattet. Hiltrud beginnt die erste Runde, indem sie etwas sagt, eine Bewegung macht, eine Zeichnung hoch hält, was auch immer ihr gerade durch den Kopf geht. Wenn niemand Hiltrud heißt, beginnt die Person mit dem Hiltrud-ähnlichsten Namen. Nun müssen alle Spieler_innen auf ihren Zettel schreiben, was für einen Satz Hiltrud wohl mit der Aktion verbindet. Alle, auch Hiltrud, schreiben einen Satz auf ihre Zettel. Die Zettel gehen an Hiltrud, die sie sich sorgfältig durchliest und nummeriert. Hiltrud liest die Zettel mit den assoziierten Sätzen und den dazugehörigen Nummern vor. Jetzt müssen die Spieler_innen abschätzen: Welcher Satz ist der von Hiltrud? Wenn alle so weit sind, zeigen sie mit den Fingern, auf welchen Satz sie setzen.

⇢ Auspunktung:
Wenn alle oder niemand auf Hiltrud setzen, bekommt sie keine Punkte und alle anderen 2. Diese Regel verhindert, dass Hiltrud es den anderen nicht zu leicht und nicht zu schwer machen kann. Wenn mindestens eine, aber nicht alle Personen auf Hiltruds Satz setzen, bekommt sie 3 Punkte. Die Spieler_innen bekommen ebenfalls 3 Punkte, wenn sie den Satz von Hiltrud richtig erraten haben. Sie bekommen zudem 1 Punkt pro Person, die ihren Satz für den von Hiltrud gehalten hat. In der nächsten Runde macht dann die Person neben Hiltrud mit einer Aktion weiter, zu der dann wieder Sätze aufgeschrieben werden, usw.

ninja motherf***in' destruction!

⇢ für 3 bis unendlich viele Personen, kein Material benötigt

⇢ Ziel des Spiels:
Die/das/der letzte Ninja sein.

⇢ Spielanleitung:
Die Spieler_innen stehen im Kreis. Das Spiel beginnt, indem sie gleichzeitig rufen »ninja motherf***in' destruction!« und dabei nach hinten springen. Beim Landen formen alle eine Kampfposition, wie wir sie aus Kung Fu Filmen kennen und schreien »Hahhh« oder geben einen anderen Kampfeslaut von sich. Nun beginnt der Kampf: Unmittelbares Ziel ist es, eine der Personen neben sich an der Hand zu berühren. Die Person, die berührt wird, scheidet aus. Jede Person darf immer nur eine Bewegung machen. Eine Person beginnt, die Person die angegriffen wird, macht sofort weiter. Sie kann entscheiden, ob sie in die gleiche Richtung weiterspielen möchte, oder die Richtung wechselt und die Person zurückschlägt, die sie angegriffen hat. Es ist sehr empfehlenswert, die ganze Zeit im Kung Fu-Modus zu bleiben und bei jedem Schlag Kampfeslaute von sich zu geben. Wenn nur noch 2 Personen im Spiel sind, kommt es zum Endkampf. Die beiden stehen sich gegenüber, verbeugen sich und beobachten einander. Wenn eine Person angreift, geht eine schnelle Abfolge los, bis eine Person an der Hand berührt wurde.

Viel Spaß!

Erdgeschichte und Menschheit in einem Jahr

..... ▪ JANUAR ▪ Die Erde entsteht aus einzelnen Klumpen aus Gesteinsbrocken, Staub und Gas. ▪ FEBRUAR ▪ Die Erde hat einen schweren Eisenkern, um den herum ein Mantel von leichteren Silikaten liegt, darüber eine Gashülle, die überwiegend aus Wasserstoff besteht. Der Mond hat bereits eine - mindestens teilweise - feste Kruste. ▪ MÄRZ ▪ Im Laufe des Februar und März kühlt sich die Erde weiter ab. ▪ APRIL ▪ Es entstehen die ersten festen Schollen an der Oberfläche des noch glutflüssigen Erdmantels. Die Erdatmosphäre hat ihren Wasserstoff teilweise in den Weltraum verloren. Freien Sauerstoff gibt es noch nicht. ▪ MAI ▪ Es bilden sich Ozeane, Flüsse und Seen. Das Wasser beginnt sogleich zusammen mit dem Wind, Erhebungen der Erdkruste abzutragen. Mitte Mai entstehen die allerersten Lebensspuren im Meer - Bakterien. Ihr Stoffwechsel setzt Sauerstoff in der Atmosphäre frei. JUNI ▪ JULI ▪ AUGUST ▪ Erst Ende August gibt es genügend Sauerstoff für die einfachsten Tiere. Aus dieser Zeit stammen die Überreste von kleinen zweischaligen Krebsen. ▪ SEPTEMBER ▪ Erdschollen brechen auf, schieben sich übereinander, Gebirge entstehen und werden von Wind und Wasser wieder eingeebnet. ▪ OKTOBER ▪ Bei gewaltigen Lavaergüssen wird der ganze Nordosten Kanadas, eine Fläche von 5 Millionen Quadratkilometer, 5 Kilometer hoch mit einer Lavaschicht überzogen. Um dieselbe Zeit beginnt eine erste Eiszeit; sie dauert einen oder zwei Tage unseres Modelljahres. ▪ NOVEMBER ▪ Die Erde dreht sich in knapp 21 Stunden um ihre Achse; das Jahr hat 425 dieser kurzen Tage. Am 22. November entstehen innerhalb weniger Stunden die Baupläne sämtlicher Lebewesen. Bis Silvester wird nichts wesentlich Neues hinzukommen. ▪ DEZEMBER ▪ .....

..... 6. Dezember → Die ersten Tiere kriechen auf das Festland.

..... 7. Dezember → Das Karbon-Zeitalter beginnt. Die Wälder, deren Überreste wir heute als Steinkohle verheizen, wachsen und vergehen. In ihnen tummeln sich Reptilien und Insekten.

..... 12. Dezember → Zwischen dem 7. und 12. Dezember unseres Modelljahres entwickeln sich aus den Reptilien die ersten Säugetiere, die ersten Vögel und die Riesenechsen, die Saurier. → Ungefähr am 12. Dezember beginnt eine neue große Eiszeit, die bis zum 14. Dezember anhält.

..... 13. Dezember → In Nordamerika falten sich die Appalachen, in Nordafrika das Atlasgebirge und in Deutschland die meisten Mittelgebirge. Alle Kontinente bilden nun einen einzigen großen Festlandsblock – Pangea. Saurier, Säugetiere, Vögel und Insekten, breiten sich ungehindert aus und entwickeln zahlreiche neue Arten und Formen.

16. Dezember → Bis zum 16. Dezember bleibt der Urkontinent zusammen. Dann reißt er auseinander, getrieben von den Kräften des Erdinnern.
27. Dezember → Saurier sind die beherrschende Lebensform auf der ganzen Erde. Dann, am Mittag des 27. Dezember, sterben sie plötzlich und unerwartet aus. → Am Nachmittag des 27. Dezember beginnt der Aufstieg der Säugetiere.
28. Dezember → Alle heutigen Hochgebirge entstehen- die Rocky Mountains in Nordamerika, die Landverbindung zwischen Nord- und Südamerika, die Anden in Südamerika, die Alpen, die Karpaten, der Kaukasus in Europa. → In Asien rammt Indien am 29. Dezember gegen Tibet und verursacht die Auffaltung des Himalaya-Gebirges.
31. Dezember → Am Abend finden sich erste Spuren früher Menschentypen in Ostafrika. → Gegen 22 Uhr beginnt in Europa, Asien und Nordamerika eine Periode großer Vereisung mit wärmeren Zwischenzeiten. → Um 23 Uhr 50, in einer solchen Zwischen-Warmzeit, ist die Höhle im Neandertal bei Düsseldorf bewohnt. → Um 23 Uhr 57 beginnt der vorläufig letzte große Vorstoß des Eises, in Deutschland werden Teile Schleswig-Holsteins, Pommern und Ostpreußen unter Gletschern begraben. → Um 23 Uhr 58 entstehen die Höhlenmalereien in Lascaux und in Altamira. → Um 23 Uhr 59 tauen die Gletscher in der norddeutschen Tiefebene und in Skandinavien. Erst in diesem Augenblick, mit der letzten Minute unseres Modelljahres, beginnt die eigentliche Kulturgeschichte der Menschheit. → Um 23 Uhr 59 und 28 Sekunden wird in Ägypten die Cheopspyramide errichtet.
18 Sekunden vor Mitternacht werden die Bücher Moses, Homers Ilias und Odyssee geschrieben. → 13 Sekunden vor Mitternacht wird Christus geboren und gekreuzigt. → 4 Sekunden vor Mitternacht wird die Buchdruckerkunst erfunden, → 3 Sekunden vor Mitternacht sucht Kolumbus den Seeweg nach Indien und stößt auf Amerika.
→ In der vorletzten Sekunde vor Mitternacht leben Napoleon, Goethe und Beethoven. → In der letzten Sekunde des Jahres versechsfacht sich die Erdbevölkerung, verbraucht einen großen Teil ihrer Kohle-, Öl- und Erzvorräte und bringt sich in Gefahr, ihre Umwelt zu vergiften und die Erde unbewohnbar zu machen.

Maßstab

1 Monat = 420 Millionen Jahre	1 Stunde = 600 000 Jahre
1 Woche = 100 Millionen Jahre	1 Minute = 10 000 Jahre
1 Tag = 14 Millionen Jahre	1 Sekunde = 160 Jahre

In diesem Maßstab dauert ein Menschenleben von 80 Jahren also rund eine halbe Sekunde.

---

alle Infos von http://www.wolfgangbeyer.de/erdgeschichte/gesamtgeschichte.htm am 25.4.2013 um 12:45 Uhr

Hartmut Rosa

Resonanz statt Entfremdung

Zehn Thesen wider die Steigerungslogik der Moderne

Resonanz statt Entfremdung: Zehn Thesen wider die Steigerungslogik der Moderne

Lektürezeit: → 15 Minuten, → 40 Minuten, → 60 Minuten

Zusammenfassung:

»Was hält uns davon ab, ein gutes Leben zu erreichen?« Pointiert und provokant stellt Hartmut Rosa in seinem Beitrag zehn Thesen auf, die sich als Problemanalyse unserer Zeit lesen lassen. Seine Diagnose: Getrieben durch der unserer Gesellschaft inne wohnenden Steigerungslogik entfremden wir uns immer weiter von unserer Umwelt. Die daraus resultierenden Entfremdungserfahrungen lassen uns die Welt als kalt, äußerlich, fremd erscheinen. Was tun? Als Maßstab eines gelingenden Lebens und der Steigerung von Lebensqualität schlägt Rosa die Ermöglichung und Sicherung von ›Resonanzerfahrungen‹ vor. Es geht ihm um Erfahrungen des Berührt- oder Ergriffenseins. Darum, dass die Welt unseren Impulsen antwortet, dass wir uns wieder als aktiven, mitgestaltenden Teil der Welt wahrnehmen. Dafür braucht es Raum und nicht zuletzt Zeit.

Was ist das gute Leben? Und was hält uns davon ab, dieses zu erreichen? Beschäftigen wir uns mit Zeitwohlstand, dann stellen sich diese Fragen unweigerlich, denn *wie wir leben wollen* ist letztlich nur ein anderer Ausdruck für die Frage, *wie wir unsere Zeit verbringen sollen*. Im Folgenden formuliere ich zehn Thesen, die mögliche Antworten diskutieren. Dabei versuche ich zunächst, eine Analyse darüber zu erstellen, was Menschen in unserer Zeit von einem guten Leben abhält. In diesem Sinne verstehen sich die Thesen 1-9 als eine Art Problemdiagnose. Zentral ist dabei die Rolle der Steigerungslogik: Wir leiden immer stärker unter der Angst, in unserer Gesellschaft nicht mehr mitkommen zu können. Dabei sind wir ständig dazu gezwungen – sowohl privat als auch im Beruf – eine gewisse Dynamik aufrecht zu erhalten, uns optimieren zu wollen. Durch das ewige Weiterhasten geraten wir in die Gefahr einer wachsenden Selbst- und Weltentfremdung: sowohl von der Arbeit, die wir verrichten, als auch von der Freizeit, die wir genießen wollen. Als Kern des Problems mache ich das Fehlen von *Resonanz* aus. Denn ein gelingendes Leben, so möchte ich zeigen, ist vor allem durch Resonanzerfahrungen geprägt: Wir wollen uns in der Welt spüren, uns die Welt zu eigen machen (These 10). Sind meine Thesen plausibel, dann drängt sich die Frage auf, wie in der spätmodernen Gesellschaft Resonanzräume geschaffen werden können, in denen Menschen ihre Leben wieder aktiv mitgestalten können.

1. Modernethese

Moderne Gesellschaften sind dadurch gekennzeichnet, dass sie sich nur dynamisch zu stabilisieren vermögen, das heißt, dass sie fortwährend auf Wachstum, Beschleunigung und Innovationsverdichtung angewiesen sind, um ihre Struktur beziehungsweise den Status Quo zu erhalten. Dieser Steigerungszwang hat Folgen für die Lebensweise, die Lebensorientierung und die Lebenserfahrung der Menschen.

2. Fortschrittsthese

Diese Folgen ändern sich mit dem Fortschreiten der Moderne beziehungsweise mit ihrem Dynamisierungsgrad. Von der Aufklärung bis in die Mitte, teilweise auch noch bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wurde die Dynamisierungserfahrung im Horizont von Fortschrittshoffnungen interpretiert: Ökonomisches Wachstum, technologische Innovationen und soziale Beschleunigung wurden selbst dort, wo sie zunächst als Zwang auftraten, tendenziell als Elemente, Mittel oder Voraussetzungen für eine Steigerung von Autonomie- und Authentizitätschancen wahrgenommen. Den Menschen bot sich auf einmal eine nie da gewesene Anzahl sowohl an Gütern als auch an Lebensoptionen. Sie gewannen die Freiheit, sich zwischen ihnen zu entscheiden. Was für ein Leben man leben wollte, lag nun in der eigenen Hand, so die Verheißung.

Just diese Fortschrittserwartung bricht nun in den entwickelten westlichen Staaten: Zum ersten Mal seit 250 Jahren hat die Elterngeneration flächendeckend nicht mehr die Erwartung, dass es den Kindern einmal besser gehen wird als ihr selbst. Ganz im Gegenteil: Sie hofft, dass es ihnen nicht viel schlechter gehen wird, dass die Krisen nicht ganz so schlimm werden, dass die erreichten Standards einigermaßen zu halten sein werden. Dabei ist ihr aber klar, dass das nur möglich ist, wenn individuell und kollektiv noch mehr Energien mobilisiert werden, um Wachstum, Beschleunigung und Innovationen anzutreiben. Kurz: Wir Heutigen laufen nicht mehr auf ein verheißungsvolles Ziel vor uns zu, sondern vor dem katastrophischen Abgrund hinter uns davon. Das ist ein kultureller Unterschied ums Ganze.

Über den Autor

Prof. Dr. Hartmut Rosa, ist seit 2005 Professor für Allgemeine und Theoretische Soziologie an der Friedrich Schiller Universität Jena und forscht dort im DFG-Forschungskolleg Postwachstumsgesellschaften. Seine Arbeitsschwerpunkte sind zeitsoziologische und modernetheoretische Untersuchungen.

3. Erste Autonomiethese

Die Hoffnung auf ein selbstbestimmtes Leben bildet seit dem 18. Jahrhundert das *Grundversprechen* der Moderne. Als normatives und politisches Projekt ist die Moderne darauf gerichtet, sich von autoritären und traditionellen Vorgaben einerseits und von Knappheiten und natürlichen Limitationen andererseits zu befreien, um eine selbstbestimmte Lebensführung zu verwirklichen: Nicht Kirche oder König, aber auch nicht die Vorgaben der Natur sollen uns ›vorschreiben‹, wie wir zu leben haben (wir entscheiden unabhängig von der Natur, ob es im Zimmer warm oder kalt, hell oder dunkel ist, wann wir Erdbeeren essen oder Skifahren, und ob wir Mann oder Frau sein wollen). Wachstum und Optionensteigerung waren motiviert und legitimiert durch dieses Ziel. Damit verbunden ist die moderne Vorstellung von *Authentizität*, nach der wir die gewonnenen Autonomiespielräume so nutzen wollen und sollen, dass wir das und so sein können, wie es unseren Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen, unserer Persönlichkeit und unseren Träumen ›wirklich‹ entspricht. Wir wollen uns ›nicht verbiegen‹ müssen, sondern ›uns treu sein können‹. Kurz: Das Steigerungsgeschehen diente zunächst (wenigstens perspektivisch) dazu, Freiräume zu gewinnen (und wohlfahrtsstaatlich zu sichern), um einen eigenen Lebensentwurf zu verfolgen.

Heute dagegen lässt sich die völlige Preisgabe und Umdrehung dieses Verhältnisses beobachten: Der Lebensentwurf dient dazu, im Steigerungsspiel mitzuhalten, wettbewerbsfähig zu bleiben oder zu werden. Individuell wie kollektiv richten sich Gestaltungsphantasien und -energien immer stärker darauf, die Steigerungsfähigkeit zu erhalten. Das Grundversprechen der Moderne ist damit gebrochen. Die individuellen und politischen Autonomiespielräume werden durch die Steigerungszwänge aufgezehrt.

4. Zweite Autonomiethese

Allerdings ist der Autonomiegedanke nicht nur zum Opfer des Steigerungsspiels geworden, sondern zählt vermutlich mit zu den ›Tätern‹: Er ist über ein spezifisches Freiheitsverständnis in sich verknüpft mit der Idee, dass Wachstum, Bewegung und vor allem permanente Optionensteigerung die Lebensqualität erhöhen. Deshalb bedarf das moderne Autonomieverlangen dringend der Korrektur oder Ergänzung durch die Wiederentdeckung des ›Resonanzverlangens‹: Wenn Leben dort gelingt, wo Menschen ›Resonanzerfahrungen‹ (in der Arbeit, in der politischen Gemeinschaft, in der Familie, in der Natur, in der Kunst etc.) machen, wird Autonomie nicht unwichtig – aber die ›blinde‹ Vermehrung von Optionen ist nicht per se und in jedem Fall ein Zugewinn an Lebensqualität.

5. Wettbewerbsthese

Bilden Wachstum, Beschleunigung und Innovationsverdichtung die strukturellen ›Dynamisierungsimperative‹ der modernen Gesellschaft, so werden sie vermittelt über die wettbewerbsförmige Verteilung nicht nur von Gütern und Ressourcen, sondern auch von Privilegien und Positionen, von Status und Anerkennung, von Freunden und LebenspartnerInnen etc. Die Wettbewerbslogik führt zu einer schrankenlosen Dynamisierung aller konkurrenzförmig organisierten Gesellschaftssphären. Stets gilt es, ein klein wenig mehr zu leisten und dafür mehr Energien zu investieren als der Konkurrent – der dann seinerseits wieder nachziehen muss. Diese Logik lässt sich überall beobachten: Insbesondere bei den Erziehungspraktiken, aber auch beim Umgang mit dem eigenen Körper. Was im Sport das Doping ist, heißt in anderen Bereichen ›human enhancement‹. Die wettbewerbsförmig induzierte Steigerungsspirale ist unabschließbar. Wir werden mit großer Sicherheit schon in wenigen Jahren unsere Kinder bio- und computertechnologisch aufrüsten lassen, wenn wir den herrschenden Modus dynamischer Stabilisierung nicht mittels einer ökonomischen, politischen und kulturellen Revolution überwinden.

6. Burnoutthese

Die Kehrseite des Steigerungsspiels ist die Überforderung von Psyche und Physis, wie sie sich ja durchaus etwa in den ›Burnoutraten‹ beobachten lässt. Diagnose-Artefakte hin oder her: Die Hamsterradlogik hat viele Menschen in der ›Spätmoderne‹ so sehr im Griff, dass sie sich nicht einmal mehr durch den eigenen Körper stoppen lassen (die Grippe, das gebrochene Bein, der Bandscheibenvorfall: Wir machen trotzdem weiter und planen die Geburt per Kaiserschnitt und die Beerdigung per Urnenbestattung so, dass sie wohlterminiert sind und in den Zeitplan passen) – bis wir dann in die Erfahrung des ›zähen und hoffnungslosen Zeitstillstandes‹, in den depressiven Burnout fallen. Burnout wird meines (auf der Basis empirischer Evidenzen fußenden) Erachtens NICHT durch *viel Arbeit* und auch NICHT durch den Zwang zum *schnellen Laufen* verursacht, sondern durch die Abwesenheit jeglicher Zielhorizonte (siehe Fortschrittsthese). Dass man ›immer schneller Laufen muss, nur um seinen Platz zu halten‹ macht die Menschen fertig. Stetig wachsen, beschleunigen und innovieren zu müssen, nur um STEHENBLEIBEN zu können, nicht in die Krise zu rutschen, führt in eine existenzielle Unmöglichkeit. Bisher half uns die Vorstellung, dass es *nur im Moment ein wenig hektisch* zugehe, aber sicher bald besser werde, dabei, den kollektiven Burnout zu vermeiden. Inzwischen dämmert es uns aber kulturflächendeckend, dass das eine Illusion war. Burnout lässt sich dabei als eine Extremform der *Entfremdung* verstehen.

Beschleunigung - Stress - Burnout

Im Jahr 2011 führte der Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) unter 6.083 Arbeitnehmer_innen eine Umfrage zum Thema Arbeitshetze und Arbeitsintensivierung durch. Demnach fühlen sich

→ *52 Prozent der Befragten oft in ihrer Arbeit gehetzt, 21 Prozent sogar sehr häufig.*
→ *63 Prozent gaben an, dass sie seit Jahren immer mehr in der gleichen Zeit leisten müssen.*
→ *34 Prozent der Beschäftigten fällt es schwer nach der Arbeit abzuschalten.*[1]

Diesen Trend hin zu Arbeitsintensivierung und Stress am Arbeitsplatz bestätigt auch der von der Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin veröffentlichte Stressreport Deutschland 2012. In diesem wird der Stand der psychischen Arbeitsanforderungen mit den Schlagworten »viel gleichzeitig, schnell und auf Termin, immer wieder neu, aber auch oft das Gleiche« zusammengefasst. »[E]s sind vor allem Kriterien, wie das ›verschiedenartige Arbeiten gleichzeitig betreuen‹ (58 Prozent) sowie der ›starke Termin- und Leistungsdruck‹ (52 Prozent), aber auch Arbeitsunterbrechungen (44 Prozent) sowie ›sehr schnell arbeiten müssen‹ (39 Prozent), von denen häufiges Auftreten berichtet wird (...).«[2] *Termin- und Leistungsdruck werden zugleich von den meisten Betroffenen als belastend empfunden (34 Prozent) insbesondere das Arbeiten an der Grenze der eigenen Leistungsfähigkeit. Auf jeden sechsten treffe diese Anforderung regelmäßig zu drei Viertel empfinden dies als puren Stress. 17 Prozent der Befragten gab an, parallele Anforderungen als Belastung zu empfinden. Erstmals wurde bei der Befragung 2011/2012 auch danach gefragt, ob es häufig vorkommt, dass an Arbeitstagen mit mehr als sechs Stunden Arbeitspausen ausfallen: »Dies wurde von mehr als einem Viertel der Befragten bejaht (26 Prozent). Gefragt nach den Gründen geben gut 38 Prozent an, dass man zu viel Arbeit habe, mehr als 47 Prozent sagen aus, dass Pausen nicht in den Arbeitsablauf passen. Knapp 15 Prozent berichten, dass sie selbst keine Pausen machen möchten.«*[3] *Ein besorgniserregendes Detail: Besonders häufig arbeiten Erwerbstätige durch, die ohnehin schon eine überdurchschnittlich lange Wochenarbeitszeit haben (48 Stunden/Woche und mehr). Hier machen 48 Prozent regelmäßig keine Pause. Kaum verwunderlich also, dass die Fälle von Burnout in den vergangenen Jahren erheblich zugenommen haben. Demnach ist die Anzahl der Krankschreibungen aufgrund eines Burnout von 2004 bis 2012 um 700 Prozent und die Anzahl der durch einen Burnout verursachten betrieblichen Fehltage um fast 1.400 Prozent gestiegen.*[4]

---

[1] *Deutscher Gewerkschaftsbund (2012), »Arbeitshetze Arbeitsintensivierung – Entgrenzung«, Berlin: DGB, einsehbar unter http://www.dgb-index-gute-arbeit.de/downloads/publikationen/data/arbeitshetze_arbeitsintensivierung_entgrenzung_-_ergebnisse_der_repraesentativumfrage_2011.pdf*

[2] *Andrea LohmannHaislah (2012), Stressreport Deutschland 2012 Psychische Anforderungen, Ressourcen und Befinde, Dortmund/Berlin/Dresden: Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, 34.*

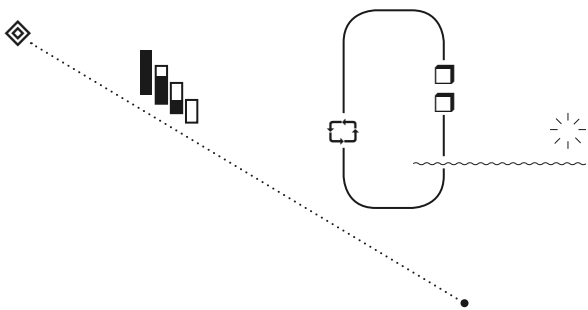
[3] *Andrea Lohmann-Haislah (2012), 52.*

[4] *Bundespsychotherapeutenkammer (2012), »BPtKStudie zur Arbeitsunfähigkeit Psychische Erkrankungen und Burnout«, einsehbar unter http://www.bptk.de/uploads/media/20120606_AUStudie2012.pdf.*

7. Entfremdungsthese

Nicht die viele Arbeit, wohl aber die Arbeitsverhältnisse führen tendenziell zu Burnoutkrankheiten: Die Hinweise darauf, dass Burnout entsteht, wenn bei der Arbeit ›nichts zurückkommt‹, wenn es keine ›Resonanzen‹ mehr gibt, sind überwältigend.[i] Burnout tritt auf, wenn Erfolge nicht mehr wahrgenommen oder gefeiert werden, sondern nur als ›Zwischenschritte in einer endlosen Kette‹ erscheinen, wenn Anerkennung versagt wird (Gratifikationskrise), wenn genuine persönliche Beziehungen und Interaktionen auf der Strecke bleiben oder instrumentalisiert werden, wenn die Arbeitsschritte nicht mehr intrinsisch motiviert sind, die Lust an der Arbeit als sinnerfüllte Tätigkeit verschwindet. Kurz: Burnout ist die Folge eines Verstummens der ›Resonanzachsen‹ am Arbeitsplatz (ebenso wie der Verlust des Arbeitsplatzes auch nicht nur materielle Einbußen, sondern ganz gravierend auch den Verlust von Resonanzräumen verursacht).

Psychologen beobachten, dass Burnoutpatienten sehr häufig durch zwei Dinge gekennzeichnet sind: 1) Durch den Verlust intensiver, bedeutungsvoller, ›resonanter‹ Sozialbeziehungen (die sie nicht selten der Karriere geopfert haben) und 2) durch einen wachsenden Zynismus sich und der Welt gegenüber: Weder in der Kunst noch in der Natur, noch in der Arbeit oder der Familie (oder der Religion) verfügen sie noch über Resonanzräume – die Welt wird ihnen fremd, stumm, kalt, äußerlich.[ii] Entfremdung von Arbeit und Familie, Räumen und Dingen, vom eigenen Körper und Selbst aber sind die Folge von Steigerungszwängen, weil Resonanzbeziehungen stabilitätsbedürftig und zeitintensiv sind.



8. Surfer-, Drifter- und Terroristenthese

Natürlich werden auch in der Spätmoderne nicht alle Subjekte burnoutkrank. Es lassen sich drei (problematische) ›alternative‹ spätmoderne Lebensführungsmuster beobachten: Als Ersatz für das moderne Autonomieideal bildet sich ein spätmodernes Surferideal heraus. Dabei geht es nicht mehr darum, im Ozean des Lebens einen Punkt oder eine Insel zu definieren, auf die man sein Lebensschifflein zusteuert, sondern man steht auf dem Surfbrett und versucht, Wind und Wellen zu lesen und zu meistern, indem man von Kamm zu Kamm springt und ›oben bleibt‹. Surfer werden häufig als ›Sieger und Gewinner‹ des Systems interpretiert. Ich halte sie für burnoutgefährdet, weil sozial nicht mehr anschlussfähig und unglücklich, da nicht autonom im alten Sinne und nicht resonant im Neuen. Vielleicht sind sie sogar eher Flipperspieler als Surfer: Sie halten nur den Ball im Spiel und hoffen auf günstige Kontakte. Wer es nicht schafft, ›oben zu bleiben‹, steht in der Gefahr, von Wind und Wellen unkontrolliert hin- und hergeschleudert zu werden, er wird zum ›Drifter‹, der Schicksal und Leben nicht zu kontrollieren, planen oder steuern vermag, aber auch keine Resonanzräume erschließen kann.

Wer nicht Surfer sein kann und nicht Drifter werden will, kann versuchen Stabilität, Orientierung und Perspektive aus einer transzendenten Verankerung zu gewinnen, also eine mehr oder minder fundamentalistische religiöse oder politische Identität anzunehmen (›Was auch immer passieren mag, Jehovas Wort oder der Kampf der Arbeiterklasse werden für mich ewigen Bestand haben‹). In der Zeichnung eines solchen ›Gegenhorizontes‹ gegen die Dynamisierungs- und Flexibilisierungslogik liegt meines Erachtens eine verborgene Attraktivität terroristischer Gruppierungen (vom NSU bis zu Al Quaida). Die entscheidende Frage lautet nun, ob andere, positive spätmoderne Lebensentwürfe wenigstens im Anfangsstadium beobachtbar sind. Sie müssten meines Erachtens darauf gerichtet sein, Resonanzräume zu schaffen und zu sichern, die nicht ihrerseits der Steigerungslogik folgen und die andererseits den Dynamisierungsimperativen widerstehen können. Viele alternative Kommunen und Projekte können genau das nicht. Aber wenn die – inzwischen von allen möglichen Leitmedien verbreitete Beobachtung stimmt, dass auch und gerade hervorragend qualifizierte und begabte Nachwuchskräfte sich weigern, Führungspositionen in Wirtschaft, Politik und Wissenschaft zu übernehmen, weil sie sich nicht rückhaltlos im Hamsterrad verlieren wollen, dann gibt es offensichtlich doch kulturelle Widerstandsressourcen.

Die Differenz zwischen Gefühl und Gedanken und Resonanz.

9. Konsumthese

Ohne Zweifel birgt der warenförmige Konsum von Produkten und Dienstleistungen für moderne und spätmoderne Subjekte ein überwältigendes Resonanzversprechen: Die Werbung zielt auf nichts anderes ab als darauf, dass wir durch das angepriesene Produkt (vom Deo über das Computerspiel und das neue Auto bis zur Afrikareise) Selbst und Welt in einen Resonanzzusammenhang werden bringen können. Das Problem dabei: Die Resonanzen stellen sich nicht mehr ein, weil resonanzerzeugender Konsum selbst zeitaufwendig ist. Beobachten lässt sich, dass der reale Konsum der Produkte ausbleibt und durch eine Steigerung der Kaufraten kompensiert wird, durch die der Konsument in ein suchtförmiges Steigerungsverhalten gerät, an dessen Ende notwendig die Entfremdung von den Konsumangeboten stehen wird.

10. Resonanzthese

Die hier entwickelten Thesen zielen sämtlich darauf ab, die Ermöglichung und Sicherung von Resonanzerfahrungen und die Vermeidung und Verringerung von Entfremdungserfahrungen zu Maßstäben gelingenden Lebens und der Steigerung von Lebensqualität zu machen. Damit soll die in der Regel nicht formulierte Orientierung normativer Maßstäbe an Steigerungshorizonten (Vermehrung von Optionen) ersetzt werden. Das zentrale Problem besteht dabei darin, ›Resonanz‹ substanziell zu definieren. Über diese Definition verfüge ich derzeit noch nicht, doch lassen sich schon einige ihrer Elemente benennen:

- Anerkennungserfahrungen sind in der Regel Resonanzerfahrungen, Missachtungserfahrungen lassen sich als Entfremdungserfahrungen reinterpretieren.
- Es gibt aber Resonanzerfahrungen, die über zwischenmenschliche Beziehungen hinausgehen: Menschen suchen nach und geraten ›in Resonanz‹ bei der Arbeit, in der Natur, in der Kunst, in der Religion. Familien werden von den meisten Jugendlichen als ›sichere Resonanzhäfen‹ in einer ansonsten bedrohlichen, weil konkurrenzförmig organisierten Welt konzeptualisiert (erweisen sich aber ihrerseits als durch die Dynamisierungsimperative bedroht).[iii]
- Demokratie ist das Instrument der Moderne, sich die Strukturen der geteilten sozialen Welt ›anzueignen‹ oder ›resonant zu machen‹. Politik ›antwortet‹ auf die Subjekte – theoretisch. Politikverdrossenheit lässt sich reinterpretieren als Ausdruck des ›Verstummens‹ der Politik: Wenn Bürgerinnen und Bürger den Eindruck haben, ihre Kommandobrücken antworten nicht mehr, weil ›die Politik‹ sie nicht ernst nehme, weil sie nicht mehr gestalte oder weil sie selbst als getrieben von den Märkten erscheint, dann verliert die Demokratie ihre Resonanz- und Antwortfunktion.

- Resonanzerfahrungen sind Erfahrungen des Berührt- oder Ergriffenseins, welche Identität mitformen. Als solche haben sie eine emotionale Qualität. Sie sind aber nicht einfach Emotionen: Menschen zeigen sich von sehr traurigen Filmen oft tiefer ›berührt‹ als von anderen, sie geben an, diese hätten ihnen überaus ›viel gegeben‹, ihnen ›gefallen‹ – und das interpretieren sie trotz ihrer Tränen als positive Erfahrung. Die Differenz zwischen Gefühl und Resonanz lässt sich sogar physisch als Differenz zwischen der Veränderung des Hautwiderstandes (Resonanz) und der Herz- und Atemfrequenz (Gefühl) rekonstruieren. Als physische Basis von Resonanzerfahrungen dienen dabei möglicherweise auch die Spiegelneuronen. Das sind Nervenzellen, die die Aufgabe haben, die Umwelt auch und gerade emotional oder ›empathisch‹ zu spiegeln, also etwa Schmerzen oder Freude, die wir beobachten, so im Gehirn zu repräsentieren, als hätten wir sie selbst.
- Die anthropologische Angewiesenheit auf Resonanzerfahrungen zeigt sich u.a. in der Institution des ›sozialen Todes‹ bei sogenannten ›archaischen Kulturen‹, die Mitglieder durch Resonanzverweigerung töten. Vielleicht tut das die spätmoderne Kultur auf anderem Wege auch.

Und nun?!

Sind die hier angestellten Überlegungen tragfähig, dann sind es vor allem Entfremdungserfahrungen, die uns daran hindern, ein gutes Leben zu erreichen. Dann käme es darauf an, individuell und politisch die Sensibilität für Resonanzräume zu schärfen und entfremdende institutionelle Umgebungen zu identifizieren. Durch die Etablierung und Sicherung von Resonanzräumen können wir uns wieder als ein Teil der Welt fühlen, in der wir leben. Bei der politischen und philosophischen Analyse gesellschaftlicher Veränderungen sollte also vor allem die Frage in den Mittelpunkt rücken, wie Rahmenbedingen für Resonanzerfahrungen geschaffen werden können. Diese Aufgabe teilen Wissenschaft, Zivilgesellschaft und nicht zuletzt die etablierte Politik. Sich ihrer anzunehmen könnte die Basis für tief greifende kulturelle, aber auch strukturelle und institutionelle Veränderungen sein.

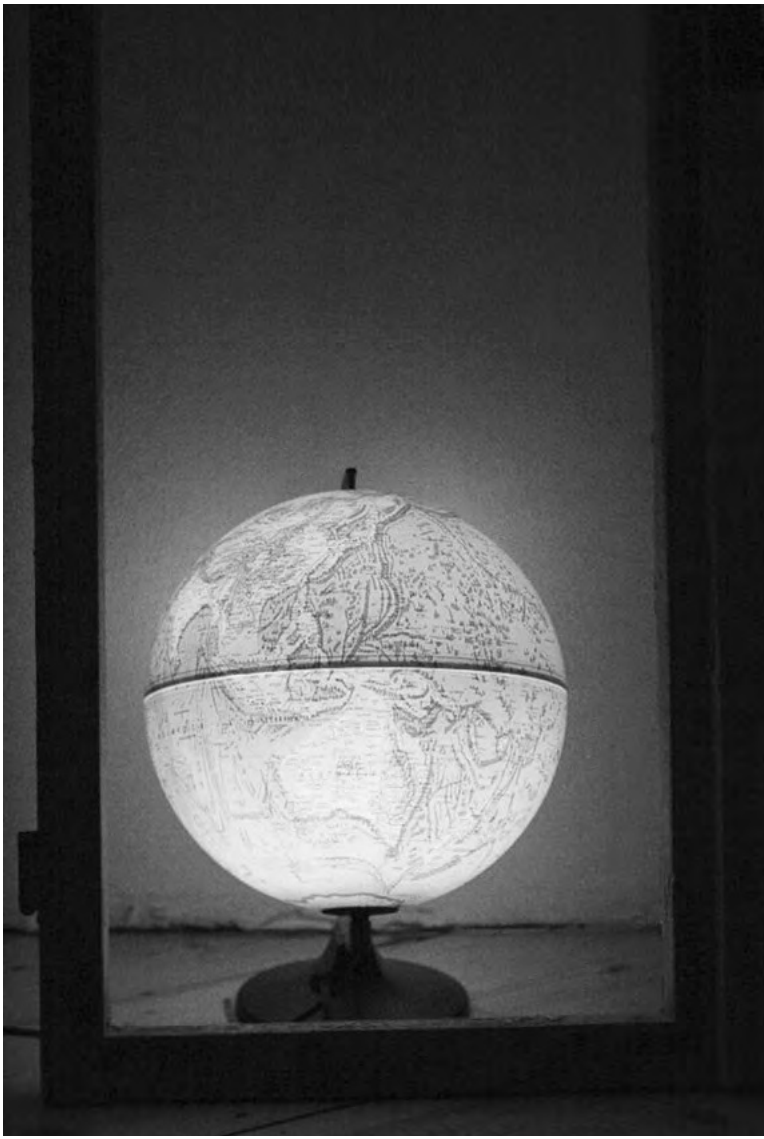
*

---

i *Vgl. Matthias Burisch. Das Burnout-Syndrom. Theorie der inneren Erschöpfung. Berlin: Springer 2006.*

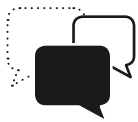
ii *Vgl. Alain Ehrenberg. Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008; Vera King dun Benigna Gerisch (Hg.). Zeitgewinn und Selbstverlust, Folgen und Grenzen der Beschleunigung, Frankfurt a.M. /New York: Campus 2009.*

iii *Vgl. die Ergebnisse der 16. Shell-Jugendstudie, nach der 76% der Jugendlichen Familien als unerlässlich für ein glückliches Leben bewerten und mehr als 90% ihre eigene Familie bzw. Elternbeziehung als gut oder sehr gut einschätzen; vgl. Mathias Albert, Klaus Hurrelmann & Gudrun Quenzel. Shell Jugendstudie 2010. Frankfurt/M.: Fischer 2010.*



Felix Wittmann

Zeit für die Wohlstands-debatte!



Zeit für die Wohlstandsdebatte!

Lektürezeit: → 10 Minuten, → 30-40 Minuten, → 50-59 Minuten

Zusammenfassung:

Eine gesellschaftliche Debatte über unser Wohlstandsverständnis steht an. Hierüber stimmt Felix Wittmann mit den anderen Autor_innen dieses Bandes überein. In seinem Beitrag analysiert er, ob unsere Demokratie für diese Debatte überhaupt tauglich ist und attestiert ihr erhebliche Mängel. Vor allem fehle schlichtweg die Zeit eine solche Debatte zu führen. Denn unsere Politik zeigt sich heute zunehmend gehetzt – vor allem durch wirtschaftliche Entwicklungen.

Wie können also demokratische Prozesse wieder belebt werden, sodass eine fruchtbare Debatte über die Frage, wie wir eigentlich leben wollen, in der Mitte der Gesellschaft geführt werden kann? Dafür braucht es laut Felix Wittmann Veränderungen. Sowohl innerhalb der Institutionen, als auch in den Köpfen der Bürger_innen.

Es ist Zeit!

Was verstehen wir heute unter Wohlstand? Die Veranstaltungsreihe, aus der diese Publikation hervorgeht, bot einen Ort um gemeinsam über diese Frage zu diskutieren. Der ungewohnte Titel *Zeitwohlstand* lud zur Debatte ein: Einerseits darüber, wie in reichen Ländern damit umgegangen werden soll, dass die Menschen immer mehr Dinge haben, aber (gefühlt) immer weniger Zeit. Andererseits darüber, welche Dimensionen gesellschaftlichen Wohlstands es außer des ständigen Wachstums des Bruttoinlandsprodukts gibt. Wie Lena Kirschenmann in ihrem Beitrag zeigt, drängt sich eine Debatte über Wohlstand vor allem auch angesichts der sich verschärfenden ökologischen und sozialen Probleme (auf regionaler, wie auf globaler Ebene) auf.[i] In den Feuilletons großer Tageszeitungen hat diese Debatte längst begonnen.[ii] Auch Bundestagsabgeordnete und Sachverständige befassten sich im Rahmen der Enquete-Kommission[iii] ›Wohlstand, Wachstum und Lebensqualität‹ in den vergangenen Jahren mit diesem Thema. Dennoch: obwohl sich in dieser Sache etwas bewegt, zeigt sich die Tagespolitik unbeeindruckt von der Frage, was gesellschaftlichen Wohlstand eigentlich ausmacht. Folglich werden politische Entscheidungen weiterhin unbeirrt mit einem Fokus auf mehr Wirtschaftswachstum getroffen.

Auch in der Bevölkerung scheint eine grundlegende Wohlstandsdebatte bisher kaum stattzufinden. Halten wir uns vor Augen, worum es bei der Suche nach gemeinsamen Wohlstandskriterien überhaupt geht, wird deutlich, wie problematisch das ist: Es geht um nichts weniger

als die Frage, worauf wir gesellschaftliches Handeln ausrichten wollen. Wofür sollen Steuermittel eingesetzt werden? Was wird gefördert und was bestraft? Was wird verboten und was erlaubt? An welchen Zielen sollen sich politische Entscheidungen orientieren? Eine Debatte über das Wohlstandsverständnis ist eine Debatte über tief greifende Veränderungen in unserer Gesellschaft. Sie hat Anspruch auf einen Platz der ihr gerecht wird. Eine Demokratie sollte - wenn sie funktioniert - diesem Platzanspruch genügen. Im Folgenden befasse ich mich mit der Frage, ob unsere Demokratie heute in der Lage ist, die nötige Zeit für eine Wohlstandsdebatte bereit zu stellen.

Über den Autor

Felix Wittmann lebt, denkt und arbeitet in Leipzig. Er ist Mitarbeiter des Konzeptwerk Neue Ökonomie und beschäftigt sich mit Fragen persönlicher und gesellschaftlicher Verantwortung, insbesondere im Rahmen des Projektes Zeitwohlstand.

Gehetzte Politik?! Auf der Suche nach der gewonnenen Zeit.

Besinnen wir uns kurz zurück auf die ursprünglichen Ideen, welche unserer Demokratie zugrunde liegen. Hier treffen wir zunächst auf ihren Gestaltungsauftrag: die Demokratie dient uns Menschen als Mittel, unsere Gesellschaft selbstbestimmt zu gestalten und die Ziele gemeinschaftlichen Handelns festzulegen. Damit verbunden wird der Anspruch, erstens, ein möglichst faires politisches System zu schaffen, welches sich durch einen für alle frei zugänglichen politischen Prozess auszeichnet. Außerdem sollen, zweitens, aus dem demokratischen Prozess die bestmöglichen Entscheidungen im Sinne des Allgemeinwohls hervorgehen. Denn durch die Beteiligung aller Interessengruppen wird sichergestellt, dass ein optimales Ergebnis gefunden wird.[iv]
In einer Demokratie prägen wir alle unsere Lebenswelt mit. In ihr ist die Politik daher auch der Ort, an dem die Menschen ihre - oft unterschiedlichen - Wünsche, Bedürfnisse und Wertvorstellungen vorbringen können. Kollektiv werden hier durch Diskussionen Kompromisse gefunden, welche sich in den Regeln der gemeinsamen Ordnung widerspiegeln. Durch den demokratischen Prozess wird die öffentliche Ordnung einer Demokratie also zur *eigenen* Ordnung der Menschen, die in ihr leben. Die Menschen bestimmen selbst, was verboten wird und was erlaubt ist. Sie sind es, die die Ziele politischer Entscheidungen festsetzen.[v]

In Anbetracht der heutigen politischen Realität wirkt diese Beschreibung des demokratischen Ideals wie eine ferne Verheißung. Menschen begreifen Politik heute immer weniger als den Ort, in dem sie Gesellschaft mitgestalten können. Stattdessen zeigen sich Bürger_innen zunehmend entfremdet vom Politikbetrieb. Gefühlt spielt sich dieser oft fernab ihrer realen Lebenswelt ab. Die Politik als Raum für die Diskussion unserer Bedürfnisse und Wertvorstellungen zu begreifen, erscheint uns eher befremdlich. Das liegt auch daran, dass die Politik heute immer weniger als effektives Gestaltungselement gesellschaftlicher Verhältnisse wahrgenommen wird.[vi] Stattdessen wirkt sie oft wie ein schlecht funktionierendes Kriseninstrument, welches den gesellschaftlichen Entwicklungen (insbesondere den wirtschaftlichen) hinterherläuft.[vii] Statt Gesellschaft zu *gestalten*, scheint es, dass die Politik heute auf soziale und ökonomische Veränderungen meist nur noch *reagieren* kann.[viii]

Woran liegt das? Als eine Erklärung bietet sich die Beobachtung an, dass sich unsere Lebensrealität auf verschiedenen Ebenen immer weiter beschleunigt.[ix] Betrachten wir beispielsweise unsere Wirtschaft. Getrieben durch den Wettbewerb entwickeln Firmen in immer kürzeren Abständen neue Produkte, die sie dann für einen gewissen Zeitraum gewinnbringend an ihre Kund_innen verkaufen können. Aber bald ziehen andere Anbieter nach und der Innovationsvorsprung ist in absehbarer Zeit aufgebraucht. Jetzt heißt es wieder neue Produkte zu erfinden. Denn dies nicht zu tun würde bedeuten, an Wettbewerbsfähigkeit zu verlieren. Aus diesem Steigerungsspiel auszusteigen ist für einzelne Anbieter nicht leicht. Denn ein Konkurrent kann ein attraktiveres oder billigeres Produkt entwickeln und sich so viele Marktanteile sichern, sodass die Firma, die nicht mehr innovativ arbeitet, in ihrer Existenz gefährdet sein könnte.[x]
Als eindrucksvolles Beispiel hierfür dient der Finanzmarkt. In einer rasenden Geschwindigkeit erfanden die Banken vor allem vor der Finanzkrise neue, immer kreativere Finanzprodukte. Dies ging soweit, dass nicht einmal mehr die Banker_innen wussten, welche Produkte sie verkauften.[xi] Hier stellt sich die Frage, wie die Politik einen Teil unserer Gesellschaft gestalten soll, der so komplex ist und sich gleichzeitig so schnell verändert, dass selbst die beteiligten Akteure die Übersicht verlieren. Ab einem bestimmten Punkt kann die Politik wirtschaftlichen Veränderungen nicht mehr folgen. Denn weil möglichst viele Menschen am politischen Prozess teilnehmen sollen, brauchen demokratische Entscheidungen schlichtweg Zeit und lassen sich nur sehr schwer beschleunigen. Die Demokratie ist in ihrem Prozess an gewisse zeitliche Rahmenbedingungen gebunden – sie hat ein Tempolimit. Es besteht also Grund zur Vermutung, dass sie heutzutage ihren gesellschaftlichen Gestaltungsauftrag nicht mehr wahrnehmen kann. Denn wie kann Politik gestalten, wenn sie den Entwicklungen (vor allem den wirtschaftlichen) weitgehend hinterherläuft?

Die Finanz-, Wirtschafts- und Eurokrise dient hier wiederum als ein eindrucksvolles Beispiel. Nehmen wir das Finanzmarktstabilisierungsgesetz (FMStG), dass im Oktober 2008 zur Absicherung der Finanzmarktinstitute verabschiedet wurde. Während normalerweise zwischen Einbringung und Verabschiedung eines Gesetzes durchschnittlich 225 Tage liegen, wurde das FMStG innerhalb von nur vier (!) Tagen nach dem Einreichen durch die Bundesregierung von Bundestag und Bundesrat verabschiedet und vom Bundespräsidenten unterschrieben.[xii] Weder Parlamentarier_innen noch die demokratische Öffentlichkeit konnten sich in dieser kurzen Zeit ein verständliches Bild von der Materie machen, da faktisch keine Zeit für Meinungs- und Willensbildung sowie breiter öffentlicher Diskussion blieb. So scheint es auch nicht verwunderlich, dass, nach einer Erhebung der Uni Jena aus dem Jahr 2007, sich heute 90% der Bundestagsabgeordneten mehr Zeit für Entscheidungen wünschen.[xiii]

Im Fall des Finanzmarktstabilisierungsgesetz schienen die Sachzwänge eindeutig. Es musste schnell gehandelt werden. Unklar war den Abgeordneten zu dem Zeitpunkt ob die getroffenen Maßnahmen denn tatsächlich Wirkung zeigen würden. Denn eine tief greifende Einsicht in die Lage des Finanzmarkts hatten in dieser Zeit wohl nur wenige.[xiv]

Die Folgen: Aufgrund der immer wieder gebotenen Eile (die Wirtschaft drohte in eine Rezession zu stürzen), sowie der fehlenden Expertisen fand in dieser Zeit eine Machtverschiebung statt. Dem Bundestag, dessen parlamentarische Prozesse besonders zeitintensiv sind, wurden Kompetenzen entzogen, zugunsten von Exekutive und Expertengremien, die Entscheidungen schneller treffen können. So im Fall des oben erwähnten Finanzmarktstabilisierungsgesetz auf dessen Grundlage im Oktober 2008 der Sonderfonds Finanzmarktstabilisierung (SoFFin) eingesetzt wurde. Mit einem Finanzvolumen von 480 Milliarden Euro hatte dieser den Auftrag, durch Garantien und Rekapitalisierungen Banken zu stabilisieren, die im Zuge der Finanzkrise in Schwierigkeiten gekommen waren.[xv] Eingesetzt von Bundestag und Bundesrat, unterliegt der Fonds jedoch in seinem Tagesgeschäft keinerlei parlamentarischer Kontrolle. Entscheidungen über Ausschüttungen werden von einem 24-köpfigen Expertengremium vorgeschlagen und in einem zweiten Schritt von einem 5-köpfigen Lenkungsausschuss überprüft und im Regelfall bestätigt.[xvi] Ein Gremium des Bundestags kann Mitglieder beider Gruppen laden, und befragen. Beeinflussen kann es die Entscheidungen des SoFFin aber nicht. Durch das FMStG haben sich die Parlamente quasi entmündigt.[xvii]

Um der beschleunigten wirtschaftlichen Realität während der Finanzkrise zu genügen, wurde der demokratische Prozess also bewusst verkürzt oder teilweise ganz außer Kraft gesetzt. Gehetzt durch die wirtschaftlichen Entwicklungen kann von der Politik als gestaltende Akteurin hier nicht mehr die Rede sein.
Die Unfähigkeit der Politik, gegenüber der Wirtschaft eine gestaltende

Rolle anzunehmen, ist allerdings mehr als nur ein Krisenphänomen. Auch im politischen Alltag schaffen es die Bundestagsabgeordneten nicht, sich Gedanken darüber zu machen, an welchen gesellschaftlichen Zielen unsere Politik denn ihr Handeln ausrichten soll. Bereits im Jahre 1994 wünschten sich 74% der Abgeordneten mehr Zeit für Grundsatzfragen.[xviii] Solange eine solche Debatte nicht geführt werden kann, bleibt das gesellschaftliche Ziel »Wirtschaftswachstum« als Leitindikator für die Qualität politischer Entscheidungen wohl bestehen. Welche sozialen und ökologischen Gefahren dies birgt, machen Lena Kirschenmann und Niko Paech in ihren Beiträgen zu diesem Band deutlich.

Entfremdung von institutioneller Politik

Einer repräsentativen Forsa-Umfrage für den Stern zufolge glaubt die große Mehrheit (82%) der Menschen in Deutschland, dass »auf die Interessen des Volkes« in der Politik heute keine Rücksicht genommen wird. Nur noch 18 Prozent sind der Meinung, dass Bürger_innen die Gestaltung der Politik mitbestimmen können. Als Reaktion fordern 80 Prozent die Einführung von Bürgerbegehren und -entscheiden für mehr direkte Demokratie.[1]

→ Eine Umfrage der ARD aus dem Jahr 2006 bestätigt diesen Trend: mehr als die Hälfte aller Befragten zeigte sich »unzufrieden mit dem Funktionieren unserer Demokratie.«[2]

→ Als Gründe für die zunehmende Politikverdrossenheit unter Bürger_innen werden unter anderem nicht eingehaltene Wahlversprechen, die Funktionsweise der Parteiendemokratie, das Eigeninteresse der Politiker_innen, die Rolle der Medien oder mangelnde politische Bildung genannt. Gleichzeitig sind viele Menschen politisch aktiv, auch wenn sich ihr Engagement außerhalb der institutionalisierten Politik abspielt. Darauf deutet zumindest eine im Jahr 2000 veröffentlichte Untersuchung hin, nach der fast jede_r Vierte 16- bis 29- Jährige an Aktivitäten von Umweltschutzgruppen, Friedens- und Dritte-Welt-Initiativen, Menschenrechtsgruppen, etc. teilnimmt.[3]

---

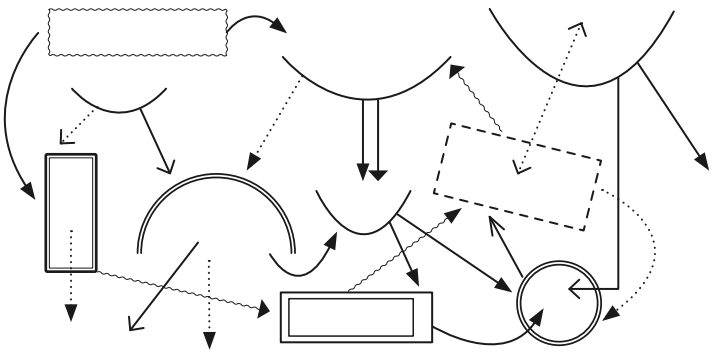
[1] *Stern.de (2006), »Forsa Umfrage – Die Regierung ohne Volk«, einsehbar unter http://www.stern.de/politik/deutschland/forsa/forsa-umfrage-die-regierung-ohne-volk-579367.html*

[2] *Tagesschau.de (2006), »ARD-DeutschlandTrend: Mehrheit unzufrieden mit der Demokratie«, einsehbar unter http://www.tagesschau.de/inland/deutschlandtrend/meldung91230.html*

[3] *Wolfgang Gaiser & Johann de Rijke (2000), »Partizipation und politisches Engagement«, in: Martina Gille & Winfried Krüger (Hg.) Unzufriedene Demokraten. Politische Orientierungen der 16- bis 29-Jährigen im vereinten Deutschland, Opladen: Leske + Budrich.*

Zeit für Veränderung.

Kommen wir zurück zur Ausgangsfrage. In Anbetracht der vorangegangenen Diagnose erscheint unsere gehetzte Demokratie in denkbar ungünstiger Verfassung, um Raum und Zeit für eine konstruktive Grundsatzdebatte über unser Wohlstandsverständnis bereitzustellen. Die zu diesem Zweck eingesetzte Enquete-Kommission ›Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität‹ legte einen in der Analyse teils guten, in den Folgerungen jedoch enttäuschenden Abschlussbericht vor.[xix] Dennoch können Politik, Wissenschaft und Zivilgesellschaft von ihrem Misserfolg lernen. Ihre Arbeit zeigt uns auf, wie schwierig es ist, einen (Zeit-)Raum in der Politik zu schaffen, in dem aktuelle parteipolitische Gesinnungen zugunsten einer offenen Debatte über den Wohlstandsbegriff abgelegt werden können. Außerdem wurde – bis auf vereinzelte Versuche, interessierte Bürger_innen einzubinden – zu wenig unternommen, um die Wohlstandsdebatte in die Mitte der Gesellschaft zu tragen. Es wurden etliche Gutachten von Expert_innen eingeholt. Warum war es nicht möglich zu dieser wichtigen, richtungweisenden Diskussion eine clevere Beteiligung der Bürger_innen zu organisieren? Diese braucht es, wenn es um die Frage geht, nach welchen Kriterien wir die Entwicklung der Gesellschaft bewerten wollen. Wie ich in diesem Artikel skizziert habe, ist unsere Politik in schlechter Verfassung, den notwendigen demokratischen Prozess für diese Debatte zu organisieren. Deshalb braucht es politische Reformen. Im Folgenden skizziere ich sechs Forderungen, die aufzeigen, wie Rahmenbedingungen für eine breite gesellschaftliche Wohlstandsdebatte geschaffen werden können.



1. Lokale Beteiligungsmöglichkeiten verbessern

Auf kommunaler Ebene sind politische Prozesse übersichtlicher und Entscheidungen daher leichter mitzugestalten als auf überregionaler Ebene. Bürger_innen könnten relativ einfach in konkrete Entscheidungen (wie beispielsweise über die gemeinsame Wasserversorgung oder die Verteilung der Stadtfinanzen) einbezogen werden.[xx] Dafür müssen aber öffentliche Strukturen geschaffen werden, die dies erlauben. Hierzu gibt es eine Vielzahl von Ideen und bereits praktizierte Projekte.[xxi] So könnten Teile des Kommunalbudgets als Bürger_innen-Budget deklariert werden, über das Bürger_innen gemeinsam entscheiden könnten. Auch ein regelmäßig tagendes, offenes Bürger_innen Forum zu kommunalpolitischen Themen und die Einführung von Bürgerentscheiden auf lokaler Ebene erscheint sinnvoll.

2. Demokratische Bildung vertiefen

Demokratische Prozesse sind Lernprozesse. Daher ist es wichtig, dass Menschen schon früh Erfahrungen sammeln, wie sie ihre Lebenswelten auf demokratische Art und Weise mitgestalten können. Die Schule ist ein passender Ort dafür. Anstatt frustrierende Erfahrungen mit Entscheidungsprozessen zu machen - wenn beispielsweise der/die Lehrer_in über die Klasse hinweg das Ziel der Klasssenfahrt entscheidet -, kann Schüler_innen die aktive Mitgestaltung am Schulleben ermöglicht werden.[xxii] Hier spielt die Ausbildung der Pädagog_innen eine zentrale Rolle. Diese sollten in die Lage versetzt werden, basisdemokratische Prozesse anzuleiten und konsensorientierte Entscheidungen herbeizuführen. Hierzu bedarf es einer Umstellung der Lehrpläne, einer Förderung kooperativen Lernens sowie einer Neuordnung der Aus- und Fortbildung der Pädagog_innen.

3. Zeiten und Räume für demokratische Beteiligung schaffen

Im gesellschaftlichen Leben müssen Zeiten und Räume für demokratische Beteiligung geschaffen werden. Denkbar wäre beispielsweise ein halber Tag in der Woche, an dem *allen* die Möglichkeit der Beschäftigung mit politischen Themen gegeben wird. Erwerbstätige würden von der Arbeit frei gestellt. Dafür könnte ein bundesweites Programm geschaffen werden, das mit Workshops und Seminaren einen Raum schafft, um sich mit politischen Thematiken zu beschäftigen. Außerdem wären öffentliche Orte, wie bspw. Demokratie-Läden oder -Cafés denkbar, die Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen einen Raum bieten um sich auszutauschen und zu informieren.

VERÄNDERUNG

4. Demokratisierung der Wirtschaft fördern

Eines der Hauptanliegen einer demokratischen Gesellschaft sollte in der demokratischen Gestaltung ihrer Wirtschaft liegen. Wofür wirtschaften wir? Was wollen wir produzieren? Wie wollen wir arbeiten? Die Beantwortung dieser Fragen prägen unsere Leben entscheidend mit und Bürger_innen sollten in die dafür relevanten Entscheidungsprozesse einbezogen werden. Dementsprechend ist die Mitbestimmung in Betrieben von großer Bedeutung. Demokratisch arbeitende Betriebe könnten staatlich gefördert und der rechtliche Rahmen für demokratische Unternehmen angepasst werden. Auch ein Projekt zum »best practice« in demokratischen Betrieben wäre hier denkbar.[xxiii]

5. Mediale Berichterstattung verbessern

Eine demokratische Öffentlichkeit braucht Zugang zu relevanten Informationen und Argumenten bezüglich politisch relevanter Themen. Unsere Medien kommen dieser Aufgabe nicht zufriedenstellend nach.[xxiv] Daher muss eine unabhängige, differenzierte Berichterstattung gefördert werden. Diese sollte zum Ziel haben, politische Diskussionen nicht im streitlustigen Talkshow-Format, sondern mit Fokus auf die relevanten Argumente und den ihnen zugrunde liegenden Annahmen darzustellen.

6. Institutionelle Änderungen für mehr Demokratie durchsetzen

Letztlich braucht es institutionelle Reformen, damit demokratischere Prozesse in unserer Politik Fuß fassen können. Dafür könnten die Bedingungen für direkte Demokratie erleichtert werden (indem beispielsweise die Anzahl der für einen Bürgerentscheid nötigen Stimmen gesenkt wird). Auf Bundesebene könnte eine Kommission eingerichtet werden, welche politische Entscheidungen daraufhin abgleicht, ob sie demokratische Prozesse eher begünstigen oder benachteiligen. Außerdem könnte auf europäischer Ebene das viel diskutierte Demokratiedefizit abgebaut werden, indem das europäische Parlament mehr Befugnisse bekommt und seine Mitglieder direkt über Wahllisten gewählt werden.

Diese sechs Forderungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie Wege aufzeichnen, die gangbar sind: sie können – zumindest in Teilen – relativ einfach und direkt umgesetzt werden. Dabei teilen die Forderungen die Annahme, dass eine breitere gesellschaftliche Teilhabe mit einer Umverteilung einhergeht: eine gleiche Verteilung von Bildung, Einkommen, Zeit und Macht sind die Bedingungen für eine demokratische

Gesellschaft, in der alle Menschen gleichberechtigt sind. Obwohl die Politik ihre Rolle als Gestalterin der Gesellschaft verloren hat, verfügt sie doch über die Mittel um die Rahmenbedingungen für eine demokratischere Gesellschaft zu schaffen. Eine Wohlstandsdebatte steht an. Es wird Zeit, dass die Weichen dafür gestellt werden.

*

---

i *Siehe Lena Kirschenmann, »Argumente für einen neuen Umgang mit Zeit«, in diesem Band.*

ii *Siehe beispielhaft Frank Schirrmacher (2011) »Ich beginne zu glauben, dass die Linke Recht hat.« Frankfurter Allgemeine Zeitung. Abgerufen am 14. März unter: http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buergerliche-werte-ich-beginne-zu-glauben-dass-die-linke-recht-hat-11106162.html*

iii *Enquete-Kommissionen sind vom Bundestag (oder auch vom Landtag) eingesetzte Arbeitsgruppen, die sich mit langfristig relevanten, oft ethischen Themen beschäftigen. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie sowohl mit Bundesabgeordneten (gemäß der Stimmenverteilung im Bundestag) als auch mit Sachverständigen besetzt sind. Ihr Abschlussbericht wird samt Empfehlungen dem Bundestag überreicht. Siehe: Christian Heyer & Stephan Liening (2004), »Enquete-Kommissionen des Deutschen Bundestages - Schnittstellen zwischen Politik und Wissenschaft,« Berlin: Deutscher Bundestag.*

iv *Siehe für diese beiden Aspekte der Demokratie ausführlich: David Estlund (2009), Political Authority, Princeton: Princeton University Press.*

v *Hartmut Rosa (2011), »Partizipative virtù statt rasende Fortuna: Bedarf die Demokratie einer temporalspezifischen Sicherung?,« In: Ideenpolitik. Geschichtliche Konstellationen und gegenwärtige Konflikte, hg. von Harald Bluhm, Karsten Fischer und Marcus Llanque, Berlin: Akademie-Verlag, S. 450. Demokratie ist natürlich in dieser idealistischen Lesart zu kritisieren; herrschaftskritische Diskurse setzen in ihrer Kritik bereits hier an. In diesem Artikel platziere ich meine Kritik an einem anderen Punkt.*

vi *Im folgenden verstehe ich unter ›der Politik‹ die parlamentarisch institutionalisierte Politik - in Deutschland verkörpert durch die unterschiedlichen Parteien und deren Rolle in den verschiedenen Parlamenten.*

vii *Hartmut Rosa (2005), Beschleunigung – Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt: Suhrkamp, 410.*

viii *Hartmut Rosa, Partizipative Virtù, 449.*

ix *Rosa unterscheidet zwischen drei Beschleunigungsdimensionen: Erstens nennt er die technische Beschleunigung unter der er die Erhöhung der Transport-, Kommunikations- und Produktionsgeschwindigkeiten fasst. Zum Zweiten sieht er eine massive Beschleunigung des sozialen Wandels. Darunter fasst er die Beobachtung, dass unsere Lebensrealität sich in zunehmendem Tempo ändert. Heutzutage wechseln wir mehrmals in unserem Leben Wohnort, Partner(_in), unseren Beruf oder gar unsere Religion, während diese Dinge noch vor 50 Jahren (in der Moderne, wie Rosa sagen würde) als Konstanten für das ganze Leben galten. Durch diese ersten beiden Beschleunigungsprozesse wächst - drittens - der Druck auch das individuelle und soziale Lebenstempo zu erhöhen. Durch die Vielfalt an Optionen und sozialen Verpflichtungen sind wir dazu angehalten, immer mehr in immer kürzerer Zeit zu erledigen. So versuchen wir, unser Lebenstempo dadurch zu beschleunigen, indem wir unsere Handlungsgeschwindigkeit direkt erhöhen (man nehme zum Beispiel ›power naps, fast food‹), unsere Pausen und Leerzeiten zwischen einzelnen Handlungen verringern (oder ›optimieren‹ im Vokabular des Zeitmanagements) sowie immer öfter versuchen, mehrere Dinge gleichzeitig zu erledigen (Multitasking), siehe Rosa (2005), Beschleunigung, 124-138.*

x Oft verbergen sich hinter den so genannten Innovationen aber keine wirklichen Neuerungen. Ein »neues Produkt« wird als solches durch eine intensive Marketingkampagne dargestellt, damit die Absätze weiter gesteigert werden können. Die Anreize zu diesem Verhalten - das wiederum zu überflüssigem Konsum führt - schafft auch der Wettbewerb.

xi »Die Produkte haben einen solchen Komplexitätsgrad, dass das normale Ökonomen gar nicht verstehen,« so Wim Rätz, Vorstandsmitglied des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung. Siehe Anselm Waldermann (2007), »Finanzturbulenzen: Die Banken wissen gar nicht, wie tief sie in der Krise stecken«, Spiegel online, abgerufen am 14. März 2013 unter http://www.spiegel.de/wirtschaft/finanzturbulenzen-die-banken-wissen-gar-nicht-wie-tief-sie-in-derkrise-stecken-a-506930.html.

xii Gesetz zur Errichtung eines Finanzmarktstabilisierungsfonds (FMStFG), als PDF abrufbar unter: http://www.gesetze-im-internet.de/fmstfg/index.html.

xiii Henning Laux & Hartmut Rosa (2011), »Die beschleunigte Demokratie – Überlegungen zur Weltwirtschaftskrise«, WSI-Mitteilungen 10/2009, 550.

xiv Brost und seine Kollegen sprechen von einer Handvoll Experten, um die Bundesbanker Axel Weber und Jens Weidmann sowie Staatssekretär Jörg Asmussen. Siehe Marc Brost, Mark Schieritz & Arne Storn (2008), »Mit vollen Händen«, in: Die Zeit , Abgerufen am 15. März unter: http://www.zeit.de/2008/50/ Staat-und-Banken.

xv Bundesanstalt für Finanzmarktstabilisierung: http://www.fmsa.de/de/.

xvi Der Lenkungsausschuss ist besetzt mit je einem Vertreter des Bundesministeriums der Finanzen (Vorsitz), des Bundeskanzleramts, des Bundesministeriums, der Justiz, des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie sowie einem Vertreter der Länder, Siehe: http://www.fmsa.de/de/fmsa/organisation/lenkungsausschuss/.

xvii Harald Schumann (2009), »Ein Parlament entmachtet sich selbst«, Die Zeit , Abgerufen am 15. März unter: http://www.zeit.de/online/2009/14/bankenrettung-bundestag.

xviii Werner Patzelt (1996), »Deutschlands Abgeordnete. Profil eines Berufsstandes, der weit besser ist als sein Ruf«, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 3, 479.

xix Einen interessanten Blick auf die Arbeit der Enquete-Kommission gewährt ein Interview der TAZ mit Ulrich Brand (Enquete-Sachverständiger) und Daniele Kolbe (Enquete-Vorsitzende): abgerufen am 20. März unter http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=sw&dig=2013%2F04%2F11%2Fa0126&cHash=649e0005786fd9a4c3dcfb971d88dbfc; siehe zu diesem Thema auch kritisch: www.enquetewatch.de

xx Gute Beispiele hierfür sind der Berliner Wassertisch, (www.berliner-wassertisch.net) oder die Leipziger Initiative >Leipzig Weiterdenken< (www.weiterdenken.leipzig.de).

xxi Die Transition Town Initiative dient hier als ein eindrucksvolles Beispiel: www.transitionnetwork.org.

xxi In vielen freien Schulen werden Ideen des selbstbestimmten Lernens schon heute in die Tat umgesetzt. Siehe zum Beispiel: www.freie-alternativschulen.de.

xxiii Als Beispiel für ein demokratisch geführtes Unternehmen dient Premium Cola. Für mehr Infos siehe http://www.premium-cola.de/.

xxiv Zum Verhältnis zwischen Medien und Demokratie siehe Thomas Meyer (2002), »Mediokratie - Auf dem Weg in eine andere Demokratie?«, APuZ B15-16, 7-14.

Lena Kirschenmann

Argumente
für einen neuen Umgang mit
Zeit und Wohlstand

Argumente für einen neuen Umgang mit Zeit und Wohlstand

Lektürezeit: → 10 Minuten, → 30-45 Minuten, → 60 Minuten

Zusammenfassung:

Warum über Zeit überhaupt nachdenken? Und über Wohlstand?
Sich verschärfende ökologische, psychische und soziale Probleme zwingen uns dazu, argumentiert Lena Kirschenmann im folgenden Beitrag. Sie eröffnet die Perspektive auf eine Welt, in der statt Güterwohlstand Zeitwohlstand gelebt wird und zeichnet Konturen einer Gesellschaft, die nicht von Konkurrenz und Steigerung, sondern von Kooperation und sinnvollem Tätigsein geprägt ist.
Ein kurzer Blick in die Geschichte zeigt, dass die momentane Organisationsweise nicht gegeben und unveränderlich ist. Doch wie kann ein so weitreichender Wandel angestoßen werden? Einige konkrete Schritte sollen die Richtung aufzeigen, die unsere Gesellschaft einschlagen könnte, um zukünftig ökologisch nachhaltiger, sozial gerechter und weniger gestresst zu agieren.

Über die Autorin

Lena Kirschenmann studierte Sozialökonomie an der Universität Hamburg. Sie arbeitet beim Konzeptwerk Neue Ökonomie im Projekt Zeitwohlstand.

Wohlstand durch Wachstum: Warum darüber nachdenken?

Während die Eurokrise unsere demokratischen Strukturen erschüttert und gerade noch heiß diskutierte Umweltprobleme in Vergessenheit geraten, wächst parallel zum Bruttoinlandsprodukt die soziale Ungleichheit.[i] Während wir früher gewirtschaftet haben, damit es unseren Kindern einmal besser gehen wird, rackern wir heute, damit es ihnen zumindest nicht schlechter geht. Das Ziel unseres Wirtschaftens ist laut dem immer noch geltenden Stabilitäts- und Wachstumsgesetz von 1967 *»angemessenes Wirtschaftswachstum«*.

Wir glauben, dass mit der Mehrung materieller Güter das Wohlbefinden der Menschen steigt. Drei Entwicklungen zeigen uns jedoch, weshalb ein Umdenken dringend angebracht ist:

1. Ökologische Grenzen

Die Natur lässt uns keine Wahl. Begrenzte Ressourcen gehen zur Neige. Um sie zu gewinnen, werden immer größere Risiken in Kauf genommen.[ii] Wir müssen Emissionen senken, um das von der internationalen Staatengemeinschaft angestrebte 2-Grad-Ziel zu erreichen. In einer Wirtschaft, die auf Wachstum ausgerichtet ist, kann das nicht funktionieren. Empirische Befunde zeigen dies in Fülle, so auch jüngst wieder eine Expert_innen-Kommission des deutschen Bundestages.

2. Psychische Grenzen

Technische Innovationen führen dazu, dass wir unsere Zeit immer effektiver nutzen können. Paradoxerweise nutzen wir Zeit sparende Technologien oft dazu, die gewonnene Zeit kleinteiliger zu verplanen. Anstatt über die gewonnene Zeit zu verfügen, beschleunigt sich unser Leben. Wir machen mehr, erleben mehr. Der beschleunigte Lebensstil führt zu Stress und steigenden Zahlen von Burnout-Erkrankungen: Die Fehlzeiten aufgrund psychischer Erkrankungen sind seit 1999 um nahezu 80 Prozent angestiegen.[iii] Ein Arbeitstag endet nicht mehr um 17 Uhr. Es gibt keinen *»Feierabend«*, an dem das Tageswerk vollbracht ist und wir müßig gehen könnten. Zum einen erwarten immer mehr Arbeitgeber ständige Erreichbarkeit, zum anderen tickt die Uhr der industrialisierten Zeit permanent weiter.[iv] Wir wollen unsere Zeit effizient nutzen, sie sparen, so als könnten wir sie auf ein Konto einzahlen. Wir wägen ab, ob sich eine Zeitinvestition lohnt und welchen vorzeigbaren Nutzen unser Tun hat.[v]

Eine Kultur des Wettbewerbs und des Sich-Vergleichens macht uns unzufrieden mit dem, was wir haben. Wir wollen mithalten oder überbieten, mehr reisen, mehr erfahren, ein größeres Netzwerk an Freund_innen und neue Möglichkeiten erschließen. Der Soziologe Hartmut Rosa spricht von *dynamischer Stabilisierung*. Er beschreibt, wie wir immer weiter beschleunigen müssen, um den Status quo aufrecht zu erhalten. Wir stünden auf *»rutschenden Abgründen«:* Wenn die Ökonomie nicht wächst, unterliegen wir im internationalen Wettbewerb.[vi] Wer sich nicht selbst optimiert und weiterentwickelt, wird beruflich und sozial abgehängt. Nicht nur, dass dieses *»Streben nach mehr«* nicht zu den ökologischen Grenzen passt, die unser Planet vorgibt – es macht uns auch einfach nicht glücklich.[vii]

3. Soziale Grenzen

Seit fast 40 Jahren bleibt in den Industrienationen bei stetigem Anstieg der materiellen Güter das individuelle Glück konstant oder nimmt sogar ab. Studien zeigen, dass das stagnierende Wohlbefinden mit dem Grad der sozialen Ungleichheit einer Gesellschaft zusammenhängt.

Entkopplung

Das Intergovernmental Panel on Climate Change der Vereinten Nationen (IPCC) geht davon aus, dass selbst bei einer Einsparung von 50 bis 85% des in CO_2 gemessenen Treibhausgasausstoßes von 2000 bis zum Jahr 2050 sich das Klima um 2 bis 2,4°C erwärmt. Das hätte massive Folgen für die weltweiten Ökosysteme. Hier nur einige der Effekte, die das IPCC erwartet[1]:

→ *bis zu 30% aller Spezies auf der Erde vom Aussterben bedroht*
→ *Schwererer Zugang zu Wasser für Hunderte von Millionen von Menschen*
→ *Größeres Dürrerisiko in niederen und semi-ariden Breitengraden*
→ *größere Schäden durch Stürme und Fluten an Küsten*

Der globale Ausstoß von Treibhausgasen ist seit 2000 jedoch nicht gesunken, sondern gestiegen.[2] Um die Zwei-Grad-Grenze nicht zu verfehlen, müssen also die weltweiten Emissionen in den nächsten 37 Jahren um mehr als 85% gesenkt werden.[3]

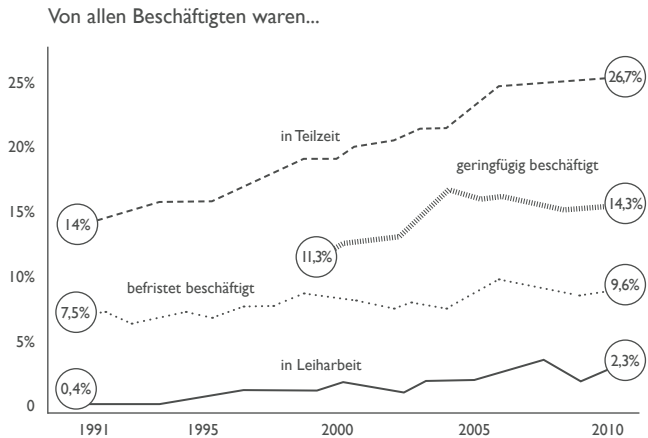
Die Idee der Entkopplung, also dass das Bruttosozialprodukt weiter wächst und gleichzeitig die Treibhausgasemissionen ausreichend sinken, muss an diesen Zahlen gemessen werden. Von 1970 bis 2003 ist die globale Wirtschaft in Bezug auf Treibhausgasemissionen bereits effizienter geworden: Pro $ des Weltsozialprodukts wurden jährlich 1% weniger Klimagase ausgestoßen.[4] Doch das Wirtschaftswachstum in dieser Zeit überstieg die Effizienzgewinne. Die Folge: die gesamten Emissionen stiegen trotz des Effizienzgewinns weiter an. Derzeit steuern wir daher auf eine Erderwärmung zwischen 4°C und über 6°C zu.[5] Gemessen an der bisherigen Entwicklung erscheint eine 85-prozentige Reduktion von Treibhausgasemissionen in weniger als 40 Jahren als sehr unwahrscheinlich. Dies gilt insbesondere, wenn gleichzeitig an der Politik des stetigen Wirtschaftswachsturns festgehalten wird (durch die ja alle bisherigen Effizienzsteigerungen nicht in sinkende Emissionen umgesetzt werden konnten). Dies ist umso besorgniserregender, wenn man bedenkt, dass der Klimawandel nur eines der globalen Umweltprobleme ist: Das Stockholm Resilience Centre schätzt, dass der Verlust biologischer Vielfalt noch dramatischer ausfällt.[6]

---

[1] *Vgl. Intergovernmental Panel on Climate Change (2007), »Climate Change 2007: Synthesis Report – Summary for Policymakers«, einsehbar unter http://www.ipcc.ch/pdf/assessment-report/ar4/syr/ar4_syr_spm.pdf.*
[2] *Vgl. Global Carbon Project (2012), »Carbon Budget 2012«, einsehbar unter http://www.globalcarbonproject.org/carbonbudget/12/hl-full.htm#atmosphere.*
[3] *Vgl. Intergovernmental Panel on Climate Change (2007), 10.*
[4] *Gruber, Nicolas (2011), »CO-Emissionen: immer höher, Eidgenössische Technische Hochschule Zürich-Klimablog«, einsehbar unter http://blogs.ethz.ch/klimablog/2011/11/17/co2-emissionen-immer-hoher/.*
[5] *Vgl. Global Carbon Project (2012).*
[6] *Stockholm Resilience Centre (2009), »The nine planetary boundaries«, einsehbar unter http://www.stockholmresilience.org/research/researchnews/tippingtowardstheunknown/theninepl anetaryboundaries.4.1fe8f33123572b59ab80007039.html.*

Denn mit zunehmender Ungleichheit nehmen in einer Gesellschaft Probleme wie Armut und Kriminalität, aber auch Depression und Stress zu. Auch in Deutschland steigt die soziale Ungleichheit.[viii] Eine entscheidende Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Organisation von Erwerbsarbeit. Für viele Menschen ist ihr Arbeitsverhältnis flexibel, befristet und selten gut bezahlt (vgl. Haug in diesem Band).

Abb 1: Normalarbeit in Deutschland auf dem Rückzug



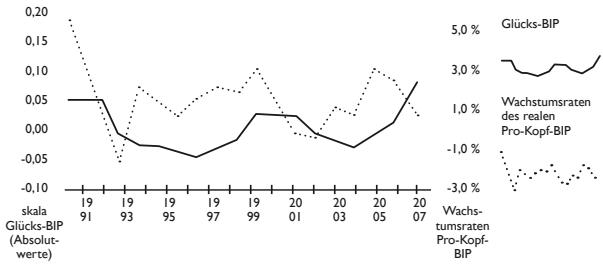
Quelle: Keller, Schulz, Seifert 2012 © Hans-Böckler-Stiftung 2012

Die Entgrenzung und Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen hat zur Folge, dass Einkommen und Arbeitslast immer ungleicher verteilt werden. Einige leiden an zu hoher Arbeitsbelastung (sowohl Geringverdienende als auch Spitzenverdiener). Andere leben in relativer Armut, die sich über niedrigen Bildungsstand und geringe gesellschaftliche Teilhabe manifestiert.[ix] Die ungleiche Verteilung überrascht nicht, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass trotz stetiger Produktivitätszuwächse an der 40-Stunden Arbeitswoche festgehalten wird. Weil auch auf der Organisation von Produktion und Arbeit der Wettbewerbsdruck lastet, kann es kein Genug geben. So wird Arbeitslosigkeit eine nicht zu bewältigende Herausforderung für die Gesellschaft. Dabei könnte die frei gesetzte Zeit eine Entlastung und Bereicherung sein.

Wohlbefinden, Wachstum und Ungleichheit

Materielle Fülle ist nicht gleichzusetzen mit Glück. So finden sich in der Glücksforschung viele Belege dafür, dass Wirtschaftswachstum nicht automatisch zu höherer subjektiver Lebensqualität führt. Insbesondere in reichen Ländern spielt das BIP diesbezüglich heute keine Rolle mehr. An der Grafik lässt sich ablesen, dass sich das persönliche Wohlbefinden in Deutschland nicht am Wirtschaftswachstum ausrichtet.

Abb 2: Lebenszufriedenheit und Wohlbefinden in Deutschland: Studie zur Konstruktion eines Lebenszufriedenheitsindikators



Andere Faktoren wie Ungleichheit und Zeit sind aber sehr wichtig. Zum einen ist dies damit zu erklären, dass viele Bedürfnisse gesättigt sind. Ab einem bestimmten materiellen Niveau ist es nicht mehr wichtig, mehr zu haben, sondern die relative Position wird wichtig. Also wieviel habe ich im Vergleich zu meinen Nachbarn? Die Zusammenhänge zwischen sozialer Ungleichheit in einer Gesellschaft und dem subjektiven Wohlbefinden beschreibt das Buch "Gleichheit ist Glück" von Kate Pickett und Richard Wilkinson. Sie beobachteten, dass je mehr eine Gesellschaft in arm und reich zerfällt, desto mehr Krankheiten, Misstrauen und Unzufriedenheit zunehmen und das nicht nur bei den Armen, sondern auch bei den Wohlhabenden. Bei ihren langjährigen Recherchen fanden die Forscher_innen heraus, dass der ausschlaggebende Faktor für eine prosperierende und soziale Gesellschaft nicht das durchschnittliche Wohlstandsniveau ist, sondern die Einkommensverteilung. Einige spannende Ergebnisse der Studie:

Ab einem Pro-Kopf-Einkommen von 25.000 US Dollar jährlich bleibt die Anzahl der Bürger_innen, die sich als glücklich bezeichnen, konstant. Ein höheres Einkommen führt nicht mehr zu einer verbesserten Lebensqualität (S.22). Einkommensunterschiede innerhalb einer Gesellschaft beeinflussen die Lebensqualität stärker als das Durchschnittseinkommen einer Gesellschaft im Vergleich zu anderen entwickelten Industriestaaten. In der Tendenz schneiden reiche, aber ungleiche Länder in fast allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens schlechter ab als Länder, die zwar insgesamt weniger wohlhabend sind, aber keine starken Einkommensunterschiede verzeichnen (S.39f).

Quelle: Sozioökonomisches Panel und Statistisches Bundesamt. DIW (2010)

Wir verfehlen unser Ziel. Die auf Wachstum ausgerichtete Wirtschaftsweise ist ökologisch nicht tragbar, führt zu psychischer Belastung sowie hohen Einkommensunterschieden und ungleicher Arbeitsbelastung. Der materielle Wohlstand steigt, das Wohlbefinden nicht. Es ist an der Zeit, über Alternativen nachzudenken.

Zeitwohlstand als Gedankenexperiment: Was wäre anders?

Die Vision: Stell dir vor, du hast Zeit...

Wie würde sie denn aussehen, diese Gesellschaft, in der Wohlstand nicht bedeutet, immer mehr zu haben, sondern, dass es allen gut geht? In der es nicht mehr heißt *»Ich muss noch schnell dies oder jenes erledigen«* oder *»Ich wollte längst schon dies oder das gemacht haben«*? Sondern eine Gesellschaft, in der neben der Zeit, das zu erledigen, was notwendig ist, genug Zeit bleibt, um zu tun, worauf wir Lust haben. Sodass die vielen sich verändernden Optionen, unsere Lebenszeit zu verbringen, nicht das Gefühl hervorrufen, nie ausreichend Zeit zu haben.
Damit Zeitwohlstand Realität würde, müssten sich grundlegende Strukturen unserer Gesellschaft verändern. Sicherlich ginge eine solche Transformation nicht ohne gesellschaftliche Widerstände und Herausforderungen vonstatten. Doch die eben skizzierten Probleme des Status quo schreien nach Veränderung. Wagen wir ein Gedankenexperiment: Führen wir uns einfach mal vor Augen, welche Chancen eine Abkehr vom Wachstumsparadigma und ein Bruch mit gängigen Zeitnormen, bergen könnte.
Um so einen gesellschaftlichen Zustand zu erreichen, bräuchte es zunächst eine radikale Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit. Stellen wir uns vor, die reguläre Wochenarbeitszeit halbiert sich auf 20 Stunden. Ob sich die Erwerbsarbeit in Wochenstunden, Wochentagen oder über das Jahr gerechnet reduziert, könnte jede_r frei entscheiden. So würden Freizeit und Arbeit neu eingeteilt.
Es bräuchte außerdem eine Abkehr vom Wettbewerbsgedanken. Glück ist relativ und das persönliche Wohlbefinden wird sicher immer im Vergleich mit anderen definiert. Aber vom *»immer mehr haben wollen müssen«,* wie Uta von Winterfeld die durch Wettbewerb geprägte Glücksformel des Kapitalismus beschreibt, können wir uns lösen.[x] Wie wir im Folgenden sehen werden, würden sich gesellschaftliche Kräfteverhältnisse verschieben.

4. Ökologische Chancen

Lebensqualität und eine intakte Umwelt hängen voneinander ab.[xi] Deshalb ist eine nachhaltige Lebensweise notwendig, um alte Zeit- und Wohlstandsnormen aufzubrechen. Mehr Zeit, für Besserverdienende auch weniger Einkommen, würde voraussetzen und ermöglichen, die heutigen Konsumgewohnheiten zu überdenken.

Neues Credo wäre die Frage, was genug ist: Wieviel Geld und welche Produkte sind notwendig, um ein gutes Leben zu führen? Bin ich zufrieden mit meinem Wohlstandsniveau oder will ich doch wieder mehr arbeiten für mehr materiellen Wohlstand? Kann ich das, ohne meinen ökologischen Fußabdruck wieder zu erhöhen? Wenn wir nicht mehr rund um die Uhr arbeiten, um zu konsumieren, könnten Menschen sich von natur- und kostenintensivem Konsum hin zu zeitintensiven Aktivitäten bewegen. So könnte ich z.B. statt in den Urlaub zu fliegen, mit dem Zug fahren und statt mit Fertigprodukten zu kochen, frische Zutaten selbst verarbeiten. Der ökologische Fußabdruck jeder und jedes Einzelnen, der Druck zu CO_2-intensivem Wachstum, würde sinken.[xii]

5. Soziale Chancen

Die Neustrukturierung von Arbeitszeit ist eine Chance, um soziale Ungleichheit abzubauen. Wenn sie mit Umverteilung von Einkommen und besseren Bedingungen für Bildung und Weiterbildung einherginge, wären die sozialen Auswirkungen enorm.
Verteilung von bzw. Zugang zu bezahlter Arbeit würde vereinfacht. Die Folgen von Arbeitslosigkeit, wie zum Beispiel Krankheit und geringes Wohlbefinden, würden sinken. Ebenso die negativen Effekte, die durch zu hohe Arbeitsbelastung oder dem Fehlen von selbstbestimmter Zeit entstehen. Nicht zuletzt würde die gerechte Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen den Geschlechtern ermöglicht.

Geschlechtergerechte Verteilung

Angela Merkel, Kristina Schröder – erfolgreiche Frauen im öffentlichen Leben erwecken den Eindruck, dass die Feministinnen der 1980er Jahre erfolgreich waren in ihrer Forderung nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit, nach Chancengleichheit und Abschaffung des Patriarchats. Doch der Schein trügt. Zwar hat sich einiges geändert – von einer gleichberechtigten Gesellschaft kann aber kaum die Rede sein. Warum nicht?

→ 1) Löhne sind immer noch ungleich. Arbeit, die Frauen verrichteten, wird mehrheitlich schlechter bezahlt als Arbeit, die Männer verrichteten. Der so genannte Gender Pay Gap liegt bei 22 Prozent, das heißt, dass der durchschnittliche Bruttostundenverdienst von Frauen 22 Prozent niedriger ist als der von Männern.[1] »Der Grund hierfür liegt beispielsweise in den unterschiedlichen Erwerbsbiographien (aufgrund von Mutterschutz und Elternzeit), der Wertigkeit von typischerweise von Frauen und Männern ausgeführten Berufen und der damit einhergehenden Einordnung in Tarifverträge und deren Bezahlung. Auch die geringeren Aufstiegschancen von Frauen können hier genannt werden. Dabei sind zwei Drittel des Gender Pay Gap auf strukturell unterschiedliche arbeitsplatzrelevante Merkmale zurückzuführen, wie z. B. Minderbewertung von ehemals so genannten familienbezogenen oder hauswirtschaftlichen

→

Dienstleistungen im Vergleich zu wertintensiven Industriearbeitsplätzen. Bei gleicher Qualifkation und Tätigkeit bleibt immer noch ein Drittel des Gender Pay Gap: Der Verdienstabstand beträgt nach statistischer Bereinigung rund acht Prozent.«[2]

→2) Männer an den Herd? Daten zur Zeitverwendung in Deutschland zeigen, dass Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen auch heute noch ungleich ist. Frauen leisten weitaus mehr unbezahlte Hausarbeit und sind damit oft finanziell abhängig vom Einkommen des Mannes: »Unbezahlte Arbeit wird in beträchtlichem Umfang in den privaten Haushalten von und für die Familie erbracht. Diese unbezahlten Tätigkeiten umfassen oft mehr Stunden als bezahlte Arbeit. In Zahlen bedeutet das, dass über die ganze Woche verteilt alle Personen ab 10 Jahren durchschnittlich gut 25 Stunden unbezahlt, bezahlt dagegen etwa 17 Stunden arbeiten. Näher betrachtet zeigt sich, dass Frauen mit knapp 31 Stunden deutlich mehr unbezahlte Arbeit leisten als Männer mit 19 ½ Stunden. Bei der Erwerbsarbeit (zu der hier auch Arbeitssuche und Wegezeiten gezählt werden) kehrt sich das Verhältnis um (Frauen: 12 Stunden, Männer: 22 ½ Stunden)«[3].

→3) Frauen sind in Entscheidungspositionen nach wie vor unterrepräsentiert. »So beträgt der Männeranteil in den Länderparlamenten, im Bundestag und bei den deutschen Abgeordneten des Europäischen Parlaments jeweils etwas über 70 Prozent (BMFSFJ 2005); der Anteil von Lehrstuhlinhabern an Universitäten in Deutschland beträgt rund 83 Prozent (BMFSJ 2010b); in der Privatwirtschaft waren im Jahr 2007 mehr als 70 Prozent der höchsten Führungspositionen mit Männern besetzt; bei den Vorstandsposten der 200 umsatzstärksten Unternehmen (ohne Finanzsektor) liegt der Männeranteil bei über 98 Prozent (BMFSFJ 2009, 2010a). Die Repräsentation von Männern in den Medien – als Berichterstatter/Journalisten oder als Gegenstand der Nachricht – beträgt gegenwärtig 77 Prozent (Deutscher Journalistinnenbund 2010)«[4].

Jedoch geht es bei der Forderung von geschlechtergerechter Verteilung von Arbeit und Einkommen nicht nur darum, Frauen die gleichen Chancen zu geben wie Männern: »Es geht um die Ermöglichung geschlechtlicher und sexueller Selbstbestimmung, losgelöst von einem Denken, das nur zwei – hierarchisch aufeinander bezogene und heterosexuelle – Geschlechter kennt. Mit diesem Ziel verbunden ist der Abbau gesellschaftlicher (inklusive rechtlicher) Zwänge und Normierungen hinsichtlich der Frage, welche geschlechtlichen Selbstverständnisse, Identitäten und Ausdrucksweisen als 'richtige' anerkannt und 'erlaubt' werden«[5].

---

[1] *Statista (2013), Gender Pay Gap: »Verdienstabstand zwischen Männern und Frauen in Deutschland von 1995 bis 2012«, einsehbar unter http://de.statista.com/statistik/daten/studie/3261/umfrage/gender-pay-gap-in-deutschland/*

[2] *Deborah Ruggieri & Ute Wanzek (2011) »Argumente zum Thema Wirtschaft und Arbeitsmarkt«, in Melanie Ebenfeld & Manfred Köhnen (Hrsg.) Gleichstellungspolitik kontrovers – Eine Argumentationshilfe, Friedrich Ebert Stiftung Expertisen und Dokumentationenzur Wirtschafts- und Sozialpolitik (WiSo), 38; einsehbar unter http://library.fes.de/pdf-files/wiso/07877.pdf.*

[3] *Statistisches Bundesamt (2003), »Wo bleibt die Zeit – Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02«, 9; einsehbar unter http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung2/PdfAnlagen/wobleibtzeit,property=pdf.pdf.*

[4] *Julia Roßhart (2011), »Argumente zum Thema Gleichstellungspolitik und Feminismus«, in Melanie Ebenfeld & Manfred Köhnen (Hrsg.) Gleichstellungspolitik kontrovers – Eine Argumentationshilfe, Friedrich Ebert Stiftung Expertisen und Dokumentationen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik (WiSo), 9; einsehbar unter http://library.fes.de/pdf-files/wiso/07877.pdf.*

[5] *Ebd., 9.*

W O H
Z E
L S T
I T
A N D

Nicht nur die Verteilung von Arbeit wird sich ändern. Auch die Wertschätzung, die wir bestimmten Arbeiten entgegenbringen, kann sich verschieben. Momentan wird in erster Linie »produktive«, »wertschöpfende« Arbeit honoriert, sei es in Form von Lohn oder gesellschaftlicher Anerkennung. So verdient z.B. ein Steuerberater das Vielfache von dem, was eine Erzieherin verdient – dass das Gehalt dem gesellschaftlichen Nutzen beider Jobs nicht entspricht, ist offensichtlich (vgl. auch Factbox zum Wert der Arbeit). Reproduktions-, Fürsorge-, Erziehungs- und Pflegearbeit wird zumeist im Privaten und von Frauen geleistet. Dort wird sie kaum als das wahrgenommen, was sie ist: Die Grundlage unseres Wirtschaftens, das Ermöglichen und Erhalten von Leben. Anstatt dass diese zentralen Arbeiten nachgeordnet und zusätzlich zur Erwerbsarbeit verrichtet werden, könnten sie Ausgangspunkt unserer Überlegungen sein.[xiii]

Wert der Arbeit

Was ist Arbeit wert und wer entscheidet darüber? Gängig ist, den gesellschaftlichen Nutzen von Arbeit am Lohn zu messen. Doch über den tatsächlichen Nutzen einer Arbeit sagt der Lohn wenig aus. Den Wert einer Arbeit nicht nur am Lohn zu messen, sondern die langfristige Bedeutung für Ökologie und Gesellschaft zu erfassen, versucht die Studie »A bit rich? The myth that pay rewards the value of work« der new economics foundation (nef). Darin hat die nef verschiedene Berufe, ihren gesellschaftlichen Wert und ihre Bezahlung in England verglichen. Das Ergebnis ist, dass Berufe mit niedrigem Lohn oft die waren, die mehr gesellschaftlichen Wert schaffen als Berufe mit hohem Einkommen. Die Studie zeigt, dass gut bezahlte Arbeit einen negativen Wert kann haben kann, wenn sie einen destruktiven Einfluss auf Gesellschaft und Umwelt hat:

→ *Führende Banker verdienen zwischen £500,000 und £10 Million*
→ *Manager von Werbefirmen verdienen zwischen £50,000 und £12 Million im Jahr*
→ *Steuerberater verdienen zwischen £75,000 und £200,000*

Für jedes Pfund gesellschaftlichen Wert, den diese Arbeiten schaffen, zerstören sie entsprechend £7, £11 und £47 an gesellschaftlichem Wert.

Menschen, die in Berufen arbeiten, die schlecht bezahlt und wenig prestigeträchtig sind, wie z.B. Erzieher_innen, Reinigungskräfte in Krankenhäusern und Arbeiter_innen in der RecyclingIndustrie schaffen ein vielfaches an Wert: Für jedes Pfund, dass sie verdienen, schaffen sie einen gesellschaftlichen Wert von £7 bis £12.[1]

[1] *Susan Steed, Helen Kersley & Eilís Lawlor (2009), »A bit rich? The myth that pay rewards the value of work,« London: New Economics Foundation, einsehbar unter http://www.neweconomics.org/publications/entry/abitrich.*

6. Selbstbestimmung

Bestimmen wir selbst über unsere Zeit, könnte die Frage, welche Arbeit wichtig und sinnvoll ist und welche nicht, neu diskutiert werden. Statt von vermeintlichen Sachzwängen geleitet zu sein – zu arbeiten, um zu konsumieren; zu wirtschaften, um im internationalen Wettbewerb bestehen zu können – würde der Sinn unseres Tätigseins in den Vordergrund rücken. Dieser Prozess könnte noch verstärkt werden, würden Produktionsprozesse demokratisch gestaltet; wenn also die Art der Produktion, Arbeitsabläufe und Arbeitszeiten die Entscheidungen von denjenigen wären, die arbeiten (vgl. hierzu den Beitrag von Friederike Habermann in diesem Band).

Zeitwohlstand hieße auch, dass wir nach dem eigenen Rhythmus operieren könnten. Statt den durch die Ökonomie vorgegebenen Zeiten folgen zu müssen, könnten wir aus eigenem Antrieb und nach eigenem Zeitgefühl handeln. Menschen hätten mehr Zeit für sich selbst. Eltern hätten mehr Zeit für ihre Kinder. Es bliebe mehr Zeit für Pflege von Alten und Pflegebedürftigen, für Beteiligung und politisches Engagement. Nicht zuletzt bliebe Zeit, dass zu tun, worauf wir Lust haben. Statt auf ein gutes Leben hinzuarbeiten, würden wir es jetzt auskosten. Wir würden dem beschleunigten Lebensstil eine Absage erteilen. Wir würden nicht mehr unser Privatleben um das Arbeitsleben herum basteln und die verbleibende freie Zeit mit so vielen Aktivitäten wie möglich ausfüllen. Für einige bedeutet das: Langsamer, weniger, aber dafür vielleicht auch mehr genießen. Für andere bedeutet das: Wieder teilnehmen.

Kann das funktionieren? Gar nicht so weit hergeholt.

Es war nicht immer so, dass das Leben eingeteilt war in Erwerbsarbeitszeit und Freizeit. Die Art, wie wir heute mit Zeit umgehen, ist nicht »natürlich« oder unveränderbar. Ob wir uns im 21. Jahrhundert oder im Anthropozän befinden, ob ein Tag um Mitternacht beginnt oder bei Sonnenuntergang, ob Mittag um 12 ist, oder wenn ich Hunger habe, ist kulturell und historisch geprägt. Das Zeit anders strukturiert sein kann, zeigen viele praktische Beispiele: Der Arbeitsalltag ist nicht naturgemäß in 5 Wochenarbeitstage mit fester Wochen- und Lebensarbeitszeit gegliedert: In England wurde 1974 für 2 Monate die 3-Tage-Woche eingeleitet, nachdem die Regierung aufgrund von Inflation Energiekosten sparen wollte. Die 3-Tage-Woche wurde mit Neuwahlen beendet. Untersuchungen zeigten, das die Industrieproduktion während der Zeit nur um 6% gesunken war. Erhöhte Produktivität und weniger Fehltage glichen die verkürzte Stundenzahl aus.[XIV]
Der Bundesstaat Utah in den USA führte 2008/2009 für Beschäftigte im öffentlichen Dienst die 4-Tage-Woche ein, allerdings ohne Verringerung der Arbeitszeit. Die Angestellten arbeiteten 10 Stunden täglich. Ziel der Umstrukturierung war auch hier, Energiekosten einzusparen.

Die Evaluation nach einem Jahr ergab, dass der Staat 4,1 Millionen Dollar sparte, weil Überstunden und Fehltage sich reduzierten. CO_2-Emissionen verringerten sich in dem Jahr um 4.546 Tonnen, andere Treibhausgase um 8.000 Tonnen und der Benzinverbrauch sank um 744.000 Gallonen. Die mit staatlichen Autos gefahrenen Meilen sanken um 2,8 Millionen Liter, sodass der Staat Utah 1,4 Million Dollar sparte. Nach dem ersten Jahr gaben 82 % der Beschäftigten an, dass die sie 4-Tage-Woche beibehalten wollen.[XV]
In Deutschland führte VW im Krisenjahr 1993 die 28,8-Stunden-Woche ein, die teils durch den 6-Stunden-Tag, teils als 4-Tage-Woche umgesetzt wurde. Die Arbeitszeitverkürzung stieß trotz Lohnsenkung auf große Akzeptanz, da sichtbar war, dass so Entlassungen vermieden wurden.[XVI] Arbeitslos wollte niemand werden. Denn verkürzte Arbeitszeit hin oder her – solange die Sicherung von materiellen Bedürfnissen an ein Einkommen durch Erwerbsarbeit gebunden ist, bleibt Arbeitslosigkeit ein Problem.

Transformationsprobleme

Hier wird eine große Gefahr deutlich, die die Vision von Wohlstand als nicht materiellen Wert birgt: die Legitimation von geringen Löhnen und somit der Anstieg von Armut. Sinkende Einkommen von Geringverdienenden durch sinkende Stundenzahl oder mehr erwartete Überstunden, da Arbeitnehmende ja Zeit zu haben scheinen, würde nicht die gewünschte Entlastung herbeiführen. Deswegen sind Umverteilung von Vermögen und Abstriche bei Einkommen von Besserverdienenden Teil dieses Gedankenexperimentes. Sie lassen Widerstand von momentan Privilegierten und damit auch einflussreichen Schichten erwarten. Ein weiteres Problem, das sich andeutet, ist die Diskrepanz zwischen tatsächlichen und von der Wirtschaft gewünschten Fähigkeiten der Menschen. Geht die benannte Arbeitszeitverkürzung nicht mit strukturellen Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt einher und fehlt die Förderung und Weiterbildung, kann die Verkürzung der Arbeitszeit zu fehlenden Fachkräften führen. Daraus könnten zum einen Überforderung, zum anderen aber auch unstimmige Arbeitsabläufe resultieren, die zu Unzufriedenheit bei Arbeitnehmenden und Arbeitgebenden führen können.

Erste Schritte

Ein umfangreicher gesellschaftlicher Wandel birgt einige Herausforderungen und ist nicht von heute auf morgen umsetzbar. Es müssen viele Schritte unternommen werden, die erst in ihrer Summe zum Ziel führen. Es braucht großen politischen Willen, um eine so weitreichende Veränderung einzuleiten. Um jetzt anzufangen sind u.a. folgende Möglichkeiten denkbar:

1. Kürzere Arbeitszeit

Damit die reguläre Arbeitszeit sinkt, sollten strengere Auflagen für gleiche Bezahlung und Zugang zu Arbeit eingeführt werden. Anzustreben ist eine graduelle Verringerung von Arbeitsstunden über mehrere Jahre, z.B. durch mehr Teilzeitarbeit, Restriktionen für Überstunden und flexible Regeln für den Renteneintritt und eine Herabsetzung der Höchstarbeitszeit. Die Besteuerung von Arbeit kann derart verändert werden, dass die Anstellung von mehr Beschäftigten gefördert wird. So können Arbeitgebenden Anreize gesetzt werden, zwei gut bezahlte Teilzeitstellen statt einer Vollzeitstelle zu schaffen. Parallel zur Arbeitszeitverkürzung müssen Mindestlöhne eingeführt werden und Löhne angepasst werden, sodass Arbeitnehmende auch bei reduzierten Stunden gut von ihrem Gehalt leben können.

2. Gerechtere Verteilung von Einkommen

Durch höhere Steuern auf Vermögen, Erbschaften und hohe Einkommen kann die Schere zwischen Arm und Reich geschlossen werden. Eine gerechtere Verteilung von Einkommen lässt sich durch eine sozial-ökologische Steuerreform mit ökologischen Zielen verknüpfen.[xvii] Außerdem stünde Geld zur Verfügung, um öffentliche Dienstleistungen, Einrichtungen und Infrastruktur auszubauen. Durch eine Restrukturierung der Grundsicherung könnten die Menschen von materiellen Ängsten befreit leben. Mit der restriktiven Hartz4-Gesetzgebung wird der Gedanke des sinnvollen Täti gseins ad absurdum geführt.[xviii] Politik, die einen gesellschaftlichen Veränderungsprozess anregt, braucht zuverlässige und fördernde Sozialleistungen.

3. Bezahlte und unbezahlte Arbeit geschlechtergerecht verteilen

Um geschlechtergerechte Verteilung zu erreichen, müssen wir zunächst verstehen, woher die ungleiche Verteilung kommt. Die Abwertung von Reproduktionsarbeit erfolgt momentan strukturell: Über Lohn, Rahmenbedingungen von Arbeitsverhältnissen, Ausbildungsweisen, Anerkennung und Wahrnehmung.[xix] Um hiermit zu brechen, müssen mehr Männer in die soziale Arbeit. Dies kann durch Männerquoten erreicht werden. Durch flexible und trotzdem abgesicherte Arbeitsverhältnisse kann die ungleiche Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen Männern und Frauen verringert werden, z.B. durch Job Sharing, Sabbatjahre und bessere Kinderbetreuung. Um die Abwertung der Arbeit von Frauen entgegenzuwirken, muss ein Mindestlohn im Care-Sektor eingeführt werden, also in dem Wirtschaftsbereich, in dem Reproduktionsarbeit schon marktförmig und als Lohnarbeit organisiert ist. Der gesellschaftliche Wert dieser Arbeit muss sichtbar gemacht werden. Dafür braucht es einen anderen Wohlstandsindikator als das Bruttoinlandsprodukt. Vorbilder hierfür

könnte z.B. das Bruttosozialglück sein, wie es im Bhutan gemessen wird, der Happy Planet Index oder der Nationale Wohlfahrtsindex.

4. Normen und Erwartungen verändern

Hierzu braucht es eine gesellschaftliche Debatte. Gesellschaftliche Werte verschieben sich manchmal schneller, als wir uns vorstellen können. Wer denkt zum Beispiel heute daran, dass noch vor ein paar Jahren das Rauchen in öffentlichen Gebäuden Gang und Gebe war? Diese Normverschiebung braucht es in der Vorstellung von einer *»normalen Arbeitswoche«*. Es braucht einen Bruch im Umgang mit Zeit. Die gerade gestellte Forderung nach einer 30-Stunden-Woche ist ein Schritt in die richtige Richtung.[xx] Sie ist aber nicht ausreichend, um die nach der Stechuhr genormte Zeit in Frage zu stellen. Dafür braucht es eine gesamtgesellschaftliche Debatte über unseren Umgang mit Zeit, über Wert und Wohlstand, die Organisation und den Sinn von Arbeit (vgl. hierzu den Beitrag von Felix Wittmann).

5. Experimentierfelder schaffen

Wir brauchen neue Wege des Wirtschaftens. Diese Alternativen lassen sich am besten auf eine Weise finden: ausprobieren. Wir müssen uns trauen, neue Wege zu gehen. Nur so werden wir feststellen können, was funktioniert. Es braucht Experimentierfelder für eine neue Ökonomie – und tatsächlich entstehen diese bereits. Doch statt dass sie gefördert werden, werden Projekten und Initiativen oft Steine in den Weg gelegt. Nichtkommerzielle Projekte und lokale Initiativen müssen stärker von Staat, Land und Kommunen unterstützt werden.

Und jetzt?

Ein Umdenken hin zu mehr Zeitwohlstand ermöglicht uns die Abkehr vom ökologisch und sozial verheerenden Wachstumsparadigma. Es bietet die Chance, gravierende soziale Probleme unserer Zeit anzugehen. Es kann helfen, unsere krisengeschüttelte Ökonomie stabiler und nachhaltiger zu machen. Es ist Teil einer Vision für eine sozial-ökologische Wirtschaft. Es bleibt noch viel zu tun, damit wir weniger tun müssen. Nehmen wir uns die Zeit.

*

i So im 4. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung: »Zur Verteilung der Privatvermögen in Deutschland liegen für den Berichtszeitraum Daten aus dem Jahr 2008 vor. Danach verfügen die Haushalte in der unteren Hälfte der Verteilung nur über gut ein Prozent des gesamten Nettovermögens, während die vermögensstärksten zehn Prozent der Haushalte über die Hälfte des gesamten Nettovermögens auf sich vereinen. Der Vermögensanteil des obersten Dezils ist dabei im Zeitverlauf immer weiter angestiegen« http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDFPublikationenDinA4/a3344armutsreichtumsbericht2013. pdf?__blob=publicationFile Grafik auf S. 12; Vgl. dazu auch www.wirtschaftsdienst.eu/downloads/getfile.php?id=1418,

ii Beispiele wie der Unfall der Ölbohrplattform Deep Water Horizon oder der Reaktorunfall in Fukushima zeigen deutlich, wie verheerend die Folgen sein können.

iii Wido Wissenschaftliches Institut der AOK (2011), »Burnout auf dem Vormarsch«, einsehbar unter: http://www.wido.de/meldungakt+M5f77dd480f8.html; Zudem führen psychische Erkrankungen zu langen Ausfallzeiten: Diese dauern mit 23,4 Tagen je Fall doppelt so lange wie der Durchschnitt von 11,6 Tagen je Fall im Jahr 2010.

iv Deutscher Gewerkschaftsbund (2012), »Arbeitshetze Arbeitsintensivierung – Entgrenzung.« Berlin: DGB; einsehbar unter http://www.dgbindexgutearbeit.de/downloads/publikationen/data/arbeitshetze_arbeitsintensivierung_entgrenzung__ergebnisse_der_repraesentativumfrage_2011.pdf

v Ausführliche Beschreibungen darüber, inwiefern der Wachstums- und Effizienzgedanke von Individuen verinnerlicht wurde, liefert der Sozialpsychologe Harald Welzer; Siehe Harald Welzer (2011), Mentale Infrastrukturen. Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam, Hrsg. Heinrich Böll Stiftung, Schriften zur Ökologie 14.

vi Hartmut Rosa in einem Vortrag in Leipzig, Schaubühne Lindenfels am 6. März 2013: Zeitwohlstand und Beschleunigung http://www.zeitwohlstand.info.

vii Kate Picket & Richard Wilkinson (2009), Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind, Frankfurt a. M.: Zweitauseneins Verlag.

viii Einen fundierten Überblick über den Zusammenhang von Ungleichheit und Lebensqualität geben die Autor_innen Wilkinson und Pickett in ihrem Buch »Gleichheit ist Glück«. Sie werden vorgestellt in der Infobox zu Ungleichheit und Wohlbefinden.

ix Dietrich Engels (2007), »Armut, soziale Ausgrenzung und Teilhabe an Politik und Gesellschaft.« Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik working paper; einsehbar unter http://www.isginstitut.de/papers/ISG_working_paper1_Armut_Partizipation_Engels.pdf.

x Uta von Winterfeld (2007), »Keine Nachhaltigkeit ohne Suffizienz. Fünf Thesen und Folgerungen«, in: vorgänge Heft 3/2007, 54.

xi Kate Picket & Richard Wilkinson (2009), Gleichheit ist Glück, Kapitel 15

xii Zum ökologischen Fußabdruck siehe http://www.footprintnetwork.org/de/.

xiii Mit dem Thema Care-Arbeit und dem Prinzip des Vorsorgenden Wirtschaften befasst sich ausführlich Adelheid Biesecker. Siehe beispielsweise: Adelheid Biesecker (2000), »Kooperative Vielfalt und das ›Ganze der Arbeit‹ Überlegungen zu einem erweiterten Arbeitsbegriff«, Querschnittsgruppe Arbeit & Ökologie, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, No. P00504; einsehbar unter http://hdl.handle.net/10419/50298.

xiv New Economics Foundation (2010). »21 hours – why a shorter working week can help us all to flourish in the 21st century," NEFReport; einsehbar unter http://www.neweconomics.org/publications/entry/21hours

xv Ebd.

xvi Stephan Krull (2010), »Aus der Arbeitspolitischen defensive zur Befreiung der Arbeit?« in: Sabine Gruber, Frigga Haug & Stephan Krull (Hrsg), Arbeiten wie noch nie. Unterwegs zur kollektiven Handlungsfähigkeit, Hamburg: Argument Verlag.

xvii Detailierte Vorschläge hierzu erarbeitet das Forum Ökologisch-Soziale Marktwirtschaft: http://www.foes.de/themen/oekologische-steuerreform-1999-2003/

xviii *»Die Einführung einer Grundsicherung für Arbeitssuchende durch Hartz IV mit Wirkung zum 1. Januar 2005 gilt als eine besonders einschneidende und gravierende Sozialreform. Mit diesem Gesetz wurde die Arbeitslosenhilfe abgeschafft und zusammen mit der ehemaligen Sozialhilfe in eine Grundsicherung für Arbeitssuchende, das Arbeitslosengeld II zusammengefasst. […] Mit Hartz IV wurden darüber hinaus die Zumutbarkeitsregeln zur Annahme einer Erwerbsarbeit deutlich erhöht. [...] Die zumindest implizite Favorisierung von Einstiegsjobs im gering entlohnten Bereich im Rahmen von Hartz IV stellt einen Bruch mit einer bisher auf Qualifizierung ausgerichteten Arbeitsmarktpolitik dar, die das Ziel hatte, keine allzu großen Lohnkürzungen zuzulassen.« Gabriele Winker (2007), »Traditionelle Geschlechterordnung unter neoliberalem Druck. Veränderte Verwertungs- und Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft«, in: Melanie Groß & Gabriele Winker (Hrsg.), Queer-Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse. Münster: Unrast; einsehbar unter http://www.tuhh.de/agentec/winker/pdf/Kritiken_Geschlechterordnung.pdf.*

xix *Die Ursachen und Ausprägungen der strukturellen Abwertung von Care- Arbeit wurde in vielen Arbeiten der feministischen Ökonomiekritik herausgearbeitet. Vgl. hierzu Adelheid Biesecker (2000), Gabriele Winker (2007), aber auch Silvia Federici (2012), Aufstand aus der Küche: Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution, Münster: Edition Assemblage.*

xx *Vgl. http://www.zeit.de/wirtschaft/2013-02/30-stunden-woche-initiative.*

Danke!

Angelika, Carolin,Christopher, Ecapio, Eva, Elso, Johannes, Jona, Kai, Lisa, Lotte, Marc, Maren, Michael, Nadine, Netty, Nina, Susanne!

Die Fotos auf den Seiten 25, 60-61, 86-87 und 105 sind von Patricia Stumpf (http://www.flickr.com/photos/patriciastumpf) Ein spezieller Dank dafür!

Die Fotos auf den Seiten 39, 50-51 und 73 sind von Leonhard Kugler (http://suntam.tumblr.com). Danke Dir, Leo!

Und die Fotos auf den Seiten 12-13 und 32, sind von Bente Stachowske (http://bentestachowske.de). Danke Bente!

Attribution-Non Commercial-NoDerivs 3.0 Unported (CC BY-NC-ND 3.0)
Dieses Buch steht unter einer Creative-Commons Namensnennung – Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland

FINANZIERT DURCH DIE CROWD ÜBER STARTNEXT.DE.

Wege aus dem Zeitinfarkt

Morgens halb acht in Deutschland: Über den Fernsehschirm tickern die aktuellsten Börsenkurse, das Smartphone zeigt die Mails der Nacht, bei einem Espresso gelingt ein flüchtiger Blick in die Tageszeitung. In dieser Welt des Jetzt und Sofort erscheint alles möglich – doch tatsächlich bleibt so vieles auf der Strecke. Wie sind wir in den Strudel der Zeitverdichtung geraten? Sind die neuen Medien, die dieses Tempo erst ermöglichen, wirklich ein Segen? Karlheinz A. Geißler liefert Antworten auf die drängendsten Fragen unseres Umgangs mit Zeit.

K. A. Geißler

Alles hat seine Zeit, nur ich hab keine

Wege in eine neue Zeitkultur

256 Seiten, Hardcover mit Schutzumschlag, 19,95 Euro, ISBN 978-3-86581-250-6

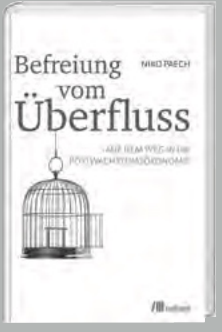
oekom

Die guten Seiten der Zukunft

Bestellen Sie jetzt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands unter www.oekom.de

Weg mit dem Wohlstandsschrott!

Noch kann die Welt nicht von der Droge »Wachstum« lassen. Aber die Diskussion über das Ende der Maßlosigkeit nimmt an Fahrt auf. Der Nachhaltigkeitsforscher Niko Paech liefert dazu die passende Streitschrift, die ein »grünes« Wachstum als Mythos entlarvt. In seinem Gegenentwurf, der Postwachstumsökonomie, fordert er industrielle Wertschöpfungsprozesse einzuschränken und lokale Selbstversorgungsmuster zu stärken. Ein Plädoyer für eine entschleunigte und entrümpelte Welt.



N. Paech

Befreiung vom Überfluss

Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie

144 Seiten,
Hardcover, 14,95 Euro,
ISBN 978-3-86581-181-3

oekom
Die guten Seiten der Zukunft

Bestellen Sie jetzt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands unter www.oekom.de

Die Blaupause für den »grünen Wandel«

Der »grüne Wandel« ist keine Zukunftsvision, er ist Realität: Fossile Energieträger sind auf dem Rückzug, in den Städten dominieren Busse, Radfahrer und Fußgänger, weltweit boomen die Umwelttechnologien. Die Weichen sind gestellt, nur Gas geben müssen wir, um den Wettlauf mit der ökologischen Krise zu gewinnen. Dieses Buch zeigt anhand zahlreicher »Beispiele des Gelingens«, wie sich die bereits eingeschlagenen Pfade weiterverfolgen lassen. Es beschwört keine Probleme, sondern bietet Lösungen, die Lust auf eine andere Zukunft machen.

Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), Marcus Franken (Text)

Bericht aus der Zukunft

Wie der grüne Wandel funktioniert

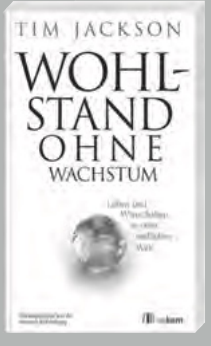
288 Seiten, Broschur, 24,95 Euro,
ISBN 978-3-86581-416-6

oekom
Die guten Seiten der Zukunft

Bestellen Sie jetzt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands unter www.oekom.de

»Das Standardwerk zur Wachstumsdebatte«

»Unsere gesamte Wirtschaftsordnung baut auf ewigem Wachstum auf – aber nun brauchen wir einen anderen Motor«, sagt Tim Jackson. Der Professor für Nachhaltige Entwicklung an der Universität Surrey ist einer der weltweit renommiertesten Wachstumskritiker.
In seinem »Standardwerk« (Umweltjournal) zur aktuellen Debatte entzaubert er den Mythos vom unbegrenzten Wachstum und stellt ihm das Konzept eines politischen Rahmenprogramms mit konkreten Reformvorschlägen gegenüber. »Ein spannendes Buch, das genau zum richtigen Zeitpunkt kommt.« (ZEIT online)



T. Jackson

Wohlstand ohne Wachstum

Leben und Wirtschaften in einer endlichen Welt

Überarbeitete Neuausgabe 2013
248 Seiten, Broschur, 12,95 Euro,
ISBN 978-3-86581-414-2

oekom
Die guten Seiten der Zukunft

Bestellen Sie jetzt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands unter www.oekom.de